

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 23. Februar 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 21.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11./VI. 70.

(Fortsetzung.)

XIX. Le diner.

In dem Speisejale herrschte trotz Kaminfeuers die im Ghzimmer sich ziemende niedrige Temperatur. An einem ovalen Tische war gedeckt. Die Gräfin saß, wie herkömmlich, zwischen Krach und Drosselstein, ihr gegenüber Menate. Jäger und gallorirte Diener waren geschäftig; ein Kronleuchter brannte.

Der Graf überblöckte, während er das Serviettentuch einfaltete, den Saal, dessen architektonische Verhältnisse, durch einfache Ausschmückung unterstützt, auch heute wieder den angenehmen Eindruck auf ihn machten. Es waren vier Studwände, gelblich getönt, von Goldleisten eingefast, am Plafond ein Deckenbild, das „Gastmahl der Götter“ darstellend, eine Kopie nach dem bekannten Fresco der Farnesina. Krach und Ruze, wie sich klar machend zum Gesecht, schoben die Gläser hin und her, Drosselstein aber wandte sich jetzt der Gräfin zu, um nach einigen der Erbauerin des Saales und ihrem Geschmade geltenden Verbindlichkeiten, nach dem Grafen Narbonne, dem ersten Adjutanten des Kaisers zu fragen, der, wie die Zeitungen gemeldet, am Weihnachtsheilgabend auf seiner Rückkehr von Russland beim Könige gespeist habe.

„Ich hörte davon,“ erwiderte die Gräfin; „auch General Desaix war zugegen. Graf Narbonne, oh je me le rappelle très-bien. Er gehörte dem alten Hofe an, war ein Liebling Marie Antoinettens und lancirte sich geschickt in das Empire hinüber. Wissen Sie, was ihm das Herz des Kaisers eroberte?“ Drosselstein verneinte.

„Eine Sache der Etiquette. Also eine Bagatelle, ein Nichts, wie die Leute von heute sagen würden. Aber die Parvenus sind auf keinem Gebiete so bereitwillig zu lernen und zu belohnen als auf diesem. Ich habe die Anekdote aus Graf Haugwitz' eigenem Munde. Es war unmittelbar nach der Kaiserkrönung, als Narbonne, damals Oberst, dem Kaiser eine Depesche überbrachte. Er ließ sich auf ein Knie nieder und präsentirte den Brief auf seinem Hute. „Eh bien,“ rief der Kaiser,

„qu'est ce que cela veut dire?“ Der Oberst antwortete: „Sire, c'est ainsi qu'on présentait les dépêches à Louis XVI.“ „Ah, c'est très-bien,“ antwortete der Kaiser, und Narbonne war als Günstling installiert. Uebrigens sind auch die Desaix vom Ancien Régime alter Adel aus der Auvergne.“

Ruze hatte gleich anfangs aufgehorcht, als General Desaix genannt worden war. Jetzt wo die Gräfin den Namen wiederholte, wandte er sich mit der bestimmten und doch zugleich von einer Unglücksahnung durchzitterten Bemerkung zu ihr hinüber: „Daß seines Wissens General Desaix im Kriege gegen die Oesterreicher gefallen sei. Er entsinne sich eines Musikstüdes: Die Schlacht bei Marengo, in dem es am Schluß in einer Parenthese geheißen habe: „Desaix fällt.“

Selbst über Krachs unerschütterliches Antlitz flog ein Lächeln; Drosselstein wollte aufklären, Bamme jedoch kam ihm zuvor und begann mit jener erkünstelten Feierlichkeit, in der er Meister war: „Ja, Ruze, es ist eine tolle Welt. Da fällt einer Anno 1800 bei Marengo in voller Junifuge, und am Heiligenabend 1812 sieht er bei Seiner Majestät von Preußen zu Tisch. Es sind ungläubliche Kerls diese Franzosen. Nicht mal ihre Todten ist man los. Sie drängen sich in Dinners ein; wer weiß, was wir heute noch zu erwarten haben. Im übrigen wird es wohl ein älterer oder jüngerer Bruder gewesen sein.“

Der Proshagener Hauptmann verfärbte sich und antwortete piquirt: Er danke dem General von Bamme für die schließliche Lösung des Räthfels, müsse sich aber die Bemerkung erlauben, daß es hierzu keiner besonderen Husarenschlaueit bedürft hätte. Aufschlüsse wie diese lägen auch noch innerhalb des Infanteriebereichs.

Bamme lachte; jede Form der Entgegnung war ihm recht. Er nahm nichts übel und befand sich in der glücklichen Lage, um eines Muthes willen, den niemand bezweifelte, seine Pistolen nicht erst laden zu müssen.

Der Zwischenfall währte nicht lange; die Gräfin beschwich-

tigte, und ein vorzüglicher Chablis, der gereicht wurde, kam ihr zu Hilfe, während von Medewig, ohne Furcht dem Streite dadurch neue Nahrung zu geben, die Namen Karbonne und Delaig noch einmal in die Debatte zog. „Es sind doch Männer von Familie, der eine wie der andere.“ so hob er an, „aber mit wie sonderbaren Leuten hat Seine Majestät vom ersten Tage seiner Regierung an zu Tische sitzen müssen! Mit einem war ich im Weißen Saale selbst zusammen, mit dem Abbe Sieyes. Ich erichraf, als ich seinen Namen hörte. 1793 sprach er einem Könige von Frankreich das Leben ab, und 1798 sah er einem Könige von Preußen als Ambassadeur gegenüber. Er trug eine tricolore Schärpe; ich sah nur das Roth darin, und so oft er sagte: „Votre Majeste“, war es mir immer, als hörte ich: „la mort sans phrase“.

„Ich habe ihn auch gesehen,“ bemerkte Krach, mit Wichtigkeit an seinem Halsstuch zupfend. „Medewig will ihn nicht gelten lassen, aber er war doch wenigstens ein Abbe. Auch gehört etwas dazu, einem Könige von Frankreich das Leben abzusprechen. Doch diese Marischälle! Gastwirths- und Böttcher-söhne.“

„Se nun,“ fiel Drosselstein ein, „Böttcheröhne oder nicht, sie haben von halb Europa so viele Reisen abge schlagen, daß die Dauben nach rechts und links hin- und auseinandergefallen sind. Ich liebe diese Marischälle nicht, an denen die Korporals-söhne immer wieder zum Vorschein kommen, aber eines sind sie: Soldaten.“

„Das sind sie,“ rief jetzt Bammme, sein Ragout en Coquille schärfer in Angriff nehmend, „und wer mir je einen Halbzug ins Feuer geführt hat, der hat Respekt vor ihnen, Schelme und Beutelschneider wie sie sind.“

„Wie sie sind,“ wiederholte der Domherr, eingedenk jener schweren Tage, in denen er seine Dosenammlung nur mit Mühe vor den Händen Soukts gerettet hatte.

„Trohdem,“ fuhr Bammme fort, „an dem Tage, wo mir meine Quirlsdorfer den ersten Marischall todt oder lebendig einbringen, leg' ich dem Pfarrvater zehn Morgens zu, ob schon ich Seine Hochwürden nicht leiden kann.“

„Aber, Bammme, was haben Sie beständig mit Ihrem Geistlichen?“ bemerkte Krach, der mit seinem eigenen Prediger auf einem guten Fuße stand, seitdem ihm dieser einen Streifen Gartenland ohne Entschädigung abgetreten hatte.

„Er ist mir noch nicht gefällig gewesen,“ antwortete Bammme scharf. „Diese Pöfchenträger sind malitiose Kerle, und je grauer sie aussehen, desto mehr. Der meinige ist ein Anspielungs-pastor.“

„Das klingt, als ob Sie die Kirche besuchten, Bammme,“ schaltete die Gräfin ein. „Ich wette, Sie haben seit zehn Jahren keine Predigt gehört.“

„Nein, gnädigste Gräfin. Aber ich habe ein tendre für Begräbnisse. Jeder hat so seine Andacht, ich habe die meinige, und es ärgert mich, durch allerhand plummes Zeug darin gestört zu werden. Mit dem Jüngling zu Rain oder dem bekannten weiblichen Pendant desselben fängt er an, aber ehe fünf Minuten um sind, ist er bei Babel, bei Sodom und ähnlichen schlecht renommirten Plätzen, starrt mich an, läßt etwas Schwefel vom Himmel fallen und sagt dann mit erhobener Stimme: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ Und das alles an meine Adresse. So hat er es fünf Jahre getrieben. Aber seit letzte Ostern habe ich Ruhe.“

„Nun?“ fragte die Gräfin.

„Wir hatten wieder ein Begräbniß, eine hübsche junge Dirne; es war also Jäiri Töchterlein an der Reihe. Aber ihre Herrschaft währte nicht lange; schon auf halbem Wege war pastor loci wieder bei Lot und seinen Töchtern, und sah mich an, als wäre ich mit in der Höhle gewesen. Ich dachte, nun muß Rath werden. Und so lud ich ihn aufs Schloß, nicht zu einer Auseinandersetzung, sondern einfach zu Tisch. Als wir bei der zweiten Flasche waren — trinken kann er — sagte ich: „Und nun, Pastordchen, einen Toast von Herzen; stoßen wir an: es lebe Lot! Ein guter Kerl. Schade mit den beiden Töchtern. Und die Mutter kann in Salz. Apropos, wie hieß doch der Sohn der ältesten Tochter?“ Nun denken Sie sich meinen

Triumph, er wußte es nicht. Vielleicht war er bloß verwirrt. Ich aber, mich an seiner Berlegenheit weidend, schrie ihm ins Ohr: „Bammme.“ Wir haben seitdem schon drei Leichen gehabt, aber er verhält sich ruhig.“

Die Gräfin fand mit Rücksicht auf Renate, daß es Zeit sei, die Tafel aufzuheben. Sie erhob sich, und dem Grafen ihren Arm reichend, bat sie die sich mit erhebenden Gäste, ihre Plätze behalten und sich die bevorzugte Stunde des Desserts um keine Minute verkürzen zu wollen. Renate folgte mit Krach. Am Eingange des Salons verneigten sich beide Damen gegen ihre Kavaliere, die der dadurch angebotenen Be-jung folgend, an die Tafelrunde zurückkehrten.

XX. Nach Tisch.

Der Kaffee wurde im Spiegelzimmer genommen. Als auch die Herren hier erschienen, um die nächste halbe Stunde wieder in Gesellschaft der Damen zu verplaudern, fanden sie die Scene anders, als sie erwarten durften. Renate, von einem leichten Unwohlsein befallen, hatte sich zurückgezogen; statt ihrer kam ihnen Berndt von Wigewig entgegen, der eben von Berlin her eingetroffen, die Aufforderung seiner Schwester der Gräfin, an dem Schlusstage des Diners theilzunehmen, lächelnd abgelehnt hatte. Er war alt genug, um das Mißliche solchen verpäteten Eintretens aus Erfahrung zu kennen.

Lewin begrüßte den Vater. Auch die anderen Gäste gaben ihrer Freude Ausdruck, am lebhaftesten Bammme, der ohne jede Spur von Kleinlichkeit, seine Schätzung anderer nicht davon abhängig machte, wie hoch oder niedrig er seinerseits taxirt wurde. Nur auf das, was er seine „gesellschaftlichen Gaben“ nannte, war er eitel. Und nach dieser Seite hin, wenn auch mit Einschränkungen, ließ ihn Berndt von Wigewig gelten.

Das Spiegelzimmer in seinem zurückgelegenen Theile wurde von drei rechtwinkelig zu einander stehenden Estraden eingenommen, die, mit Blumen und Topfgewächsen dicht besetzt, einen hufeisenförmigen Separatraum bildeten, der sich in den Trumeang der gegenüber gelegenen Fensterpfeiler spiegelte. Innerhalb dieses Raumes um einen länglichen, auf vier Säulen ruhenden Marmortisch, der fast die Form eines Altars hatte, nahmen die Gäste Platz und waren, während die kleinen Tassen präsentirt wurden, alsbald in einem Gespräch, das an Lebhaftigkeit die kaum beendigte Tischunterhaltung noch übertreffen zu wollen schien. Berndt hatte das Wort, alles war begierig von ihm zu hören, er hatte den Minister gesprochen.

„Schlagen wir los?“ fragte Bammme.

„Wir? Vielleicht. Oder wenn ich zu entscheiden habe: gewiß! Aber die Herren im hohen Rathe? Nein. Am wenigsten der Minister. Er treibt Diplomatie, nicht Politik. Unfähig feste Entschlüsse zu fassen, sucht er das Heil in Halbheiten. Er spricht von „Negociationen“, ein Lieblingswort, das ihm noch aus alten Zeiten her auf den Lippen sitzt. Wir haben nichts von ihm zu erwarten. Er läßt uns im Stich.“

„Ich glaube Dich anders verstanden zu haben,“ bemerkte die Gräfin. „Er sei Dir entgegen gekommen.“

„Entgegen gekommen! Ja persönlich, und so lange es sich um Worte handelte. Unter vier Augen schlägt er jede Schlacht. In der Idee sind wir einig: der Kaiser muß gestürzt, Preußen wieder hergestellt werden. Aber wie? Da werden die Herzen offenbar. Er will es auf dem Papier ausfechten, nicht mit der Waffe in der Hand, am grünen Tisch, nicht auf grüner Heide. Er hat keine Ahnung davon, daß nur ein rücksichtsloser Kampf uns retten kann. Rücksichtslos und ohne Besinnen. Noch haben wir das Spiel in der Hand; aber wie lange noch! Es fehlt ihm das Erkennen der Wichtigkeit dieser Tage. Jede Stunde, die unbemut vorüber geht, schreit gen Himmel und klagt ihn an als einen Schädiger und Verräther. Nicht aus bösem Willen, aber aus Schwäche.“

„Und schilderten Sie ihm die Stimmung des Landes?“ fragte Drosselstein.

„Gewiß, und mit einer Dringlichkeit, die jeden anderen fortgerissen hätte. Aber er! Als ich ihm unsere Gedanken eines Volksaufstandes entwickelte, als ich ihm beidwor das Wort zu sprechen, erichraf er und suchte sein Erichreden hinter einem

Lächeln zu verbergen. „Rüsten wir!“ rief ich ihm zu. „Das gefiel ihm. Ich hatte jetzt selber das Wort gesprochen, durch das er mich in geistlicher Ausübung, worin er Meister ist, zu beschwichtigen hoffte. Er trat mir näher und sagte mit geheimnisvoller Miene meine Worte wiederholend: „Wigewig, wir rüsten.“ Aber auch dieses Nichts war ihm schon wieder zu viel. „Wir rüsten,“ fuhr er fort, „ohne höchst wahrscheinlich dieser Rüstungen zu bedürfen. Napoleon ist herunter, er muß Frieden machen und wir werden ohne Blutvergießen zu unserem Zwecke kommen. Englands und Russlands sind wir sicher.“ Ich war starr. Wir trennten uns in gutem Vernehmen, scheinbar selbst in Einverständnis, während doch jeder die Luft empfand, die sich zwischen unseren Anschauungen aufzuthun hatte. Als ich die Treppe hinabstieg, sagte ich mir: „also noch nicht belehrt! Die Zeit noch nicht begriffen! Napoleon noch nicht kennen gelernt!“

Drosselstein, Bäume, Krach, den Unmuth Bernchts theilend, schüttelte den Kopf; Wigewig aber, der seiner Unbedeutendheit gern ein Loyalitätsmäntelchen umhing, glaubte jetzt den Moment zur Geltendmachung seiner ministeriellen Rechtgläubigkeit gekommen.

„Ich kann Ihre Entrüstung nicht theilen, Wigewig, Ihre Hitze reißt Sie fort. Die Kuriere und Stafetten, die beinahe stündlich aus allen Hauptstädten Europas eintreffen, — wissen wir, was sie bringen? Nein. Sie, wie wir alle, sehen die Dinge von einem Standpunkt mittlerer Erkenntniß aus. Der Minister aber hat jenen Ueberblick über die Gesamtverhältnisse, der uns fehlt. Er ist gut unterrichtet, ein Netz unserer Agenten umspannt Paris, der Kaiser ist auf Schritt und Tritt beobachtet. Wenn Seine Excellenz auspricht: „Er ist herunter, er muß Frieden machen“ so finde ich keine Veranlassung, dem zu widersprechen. Er ist Minister. Er muß es wissen, und verzeihen Sie, Wigewig, er weiß es auch.“

Berndt lachte. „Es ist mit dem Wissen, wie mit dem Sehen. Ein jeder sieht, was er zu sehen wünscht, darin sind wir alle gleich, Minister oder nicht. Seine Excellenz wünscht den Frieden und so erkündet er sich einen friedensbedürftigen Kaiser. Das „Netz seiner Agenten“ ist ihm dabei mit entsprechendem Berichten gefällig; Creaturen widersprechen nicht. Ein heruntergekommener Napoleon! O heilige Einfalt! Er ist rühriger denn je, und led und herausfordernd wie immer. An den österreichischen Gesandten trat er während des letzten Empfanges heran. „Es war ein Fehler von mir, dies Preußen fortbestehen zu lassen,“ so warf er hin, und als der Angeredete, den diese Worte verwirren mochten, vor sich hinstotterte: „Sire, ein Thron . . .“ unterbrach er ihn mit einem „ah bah“, und legte übermüthig hinzu: „was ist ein Thron? Ein Holzgerüst mit Sammet beschlagen.“

Vanne lächelte; die Gräfin bemerkte ruhig: „Darin hat er nun eigentlich Recht, il faut en convenir. Wir machen zuviel von solchen äußerlichen Dingen und sehen Erhabenheiten, wo sie nicht sind. Wer so viele Throne zusammengeschlagen hat, kann nicht hoch von ihnen denken; ça se désapprend. Ich liebe ihn nicht, aber in einem hat er meine Sympathien, il affronte nos préjugés. Er fährt durch unsere Vorurtheile wie durch Spinnweb hindurch.“

„Das thut er,“ erwiderte Berndt, „und es ist nicht seine schlimmste Seite. Aber von Dir, Schwester, eine Zustimmung dazu zu hören, überreicht mich. Denn wem verdanken wir diesen Betrüchdienst, in dem auch wir drin steden, diese tägliche Verjüngung gegen das erste Gebot: „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir“, wem anders als Deinen gefeierten Franzosen, vor allem jenem aufgesteiften Halbgot, dem auch Du die Schleppe trägst: Louis quatorze.“

„Ce n'est pas ça, Berndt,“ sagte die Gräfin mit einem Anflug von Heiterkeit, dem sich abfühlen ließ, wie erfreut sie war, einen Irrthum berichtigen zu können. „Es ist das Gegenheil von dem allen. Ich hasse diese Dogmen; et ce Louis même, ce n'est pas mon idole. Sachez bien, ich liebe die französische Nation, aber ihren grand monarque liebe ich nicht, weil er seine Nation in seinem pomphaften Gebahren verläugnet. Denn das Wesen des Französischen ist Scherz, Laune,

Leichtigkeit. In diesem Ludwig aber spukt von mütterlicher Seite her etwas schwerfällig Habsburgisches beständig mit. Er hat immer mit fremdem Fluge geackert. So war seine Spur von einem Feldherrn in ihm und doch sind Dichter und Maler nicht müde geworden, seinen kriegerischen Ruhm zu verkünden.“

„Ich glaube gehört zu haben,“ bemerkte Berndt, „daß er eines gewissen militärischen Talentes, wie es hohe Lebensstellungen sehr oft ausbilden, nicht entbehre.“

„Graf Tauenzien war der entgegengelegten Meinung. Und ich darf annehmen, daß seine Meinung übereinstimmend mit dem Urtheil des Prinzen war.“

„Das Urtheil des Königs würde mir kompetenter sein.“

Die Gräfin schwieg piquirt, aber nach kurzer Weile fuhr sie fort: „Du weißt, Berndt, daß der König selber aussprach: „le prince est le seul qui n'ait jamais fait de fautes.“ Es scheint mir darin zugestanden, daß er in der Theorie des Krieges, in allem was Wissen und Urtheil angeht, der bedeutendere war.“

Berndt zuckte. „Wer die Praxis hat, hat auch die Theorie. Was entscheidet, sind die Kluge des Genies.“

„Aber das Genie hat mannigfache Formen der Erscheinung. Der Prinz würde bei Hochkirch nicht überrascht worden sein.“

„Und bei Leuthen nicht geflegt haben. Du überschätzt den Prinzen.“

„Du unterschätzt ihn.“

„Nein, Schwester, ich weise ihm nur die Stelle an, die ihm zukommt: die zweite. Zu allen Zeiten ist die Reizung dagewesen, in solchen Personalfragen die Weltgeschichte zu forrigiren. Aber Gott sei Dank, es ist nie geglückt. Das Volk, allem Besserwissen der Eingeweihten, allem Spintifiren der Gelehrten zum Trost, hält an seinen Größen fest.“

„Aber es sollte de temps à temps diese Größen richtiger erkennen.“

„Gerade hierin erweist es sich als unträglich, wenigstens das unsere, das in seiner Nüchternheit vor Ueberrumpelungen gesichert ist. Es zweifelt lange und sträubt sich noch länger. Aber zuletzt weiß es, wo seine Liebe und seine Bewunderung hingehört. Ich habe dies in den letzten Jahren des großen Königs, wenn Dienst oder Festlichkeiten mich nach Berlin riefen, mehr als einmal beobachten können.“

„Ich meinerseits habe von entgegengelegten Stimmungen gehört, und mir sind Drohreden des „untrüglichen Volkes“ hinterbracht worden, die sich hier nicht wiederholen lassen.“

„Es wird auch an solchen nicht gefehlt haben. Ein gerechter König, während er sich Tausende zu Dank verpflichtet, wird von Hunderten verklagt. Aber was er den Tausenden war, das ließ sich erkennen, wenn er von der großen Revue kommend, seiner Schwester, der alten Prinzessin Amalie, die er oft das ganze Jahr über nicht sah, seinen regelmäßigen Herbstbesuch machte.“

Rufe, der sich solcher Besuche erinnern mochte, nickte zustimmend mit dem Kopf; Berndt aber fuhr fort: „Ich seh' ihn vor mir wie heut, er trug einen dreieckigen Montirungshut, die weiße Generalsfeder war zerrissen und schmutzig, der Rock alt und bestaubt, die Weste voll Tabak, die schwarzen Sammethosen abgetragen und roth verschossen. Hinter ihm Generale und Adjutanten. So ritt er auf seinem Schimmel, dem Conde, durch das Halleische Thor, über das Schimmel, dem Conde, die Wilhelmstraße ein, die gedrückt voller Menschen stand, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen. Er grüßte fortwährend, vom Thor bis zur Kochstraße wohl zweihundert Mal. Dann bog er in den Hof des Palais ein und wurde von der alten Prinzessin an den Stufen der Vortreppe empfangen. Er begrüßte sie, bot ihr den Arm, und die großen Flügelthüren schlossen sich wieder. Alles wie eine Erscheinung. Nur die Menge stand noch entblößten Hauptes da, die Augen auf das Portal gerichtet. Und doch war nichts geschahen: keine Pracht, keine Kanonenschüsse, kein Trommeln und Pfeifen; nur ein dreiundsiebzigjähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber jeder wußte, daß dieses Tagewerk seit 45 Jahren keinen Tag versäumt worden war, und Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen

regte sich in jedes einzelnen Brust, sobald sie dieses Mannes der Pflicht und der Arbeit ansichtig wurden. Chère Amélie, auch Dein Rheinsberger Prinz ist eingezogen. Hast Du je Bilder wie diese vor Augen gehabt oder auch nur von ihnen gehört?"

Die Gräfin wollte antworten, aber der eintretende Jäger meldete, daß die Schlitten vorgefahren seien. So wurde das Gespräch unterbrochen. Es erfolgte nur noch eine Einladung auf Schwelger, bis zu welchem Tage Baron Pehlemann hoffentlich von seinem Anfall wieder hergestellt, Dr. Faulstich aber seiner Ziehbinger Ungarnung entzogen sein werde. Eine Viertelstunde später flogen die Schlitten auf verschiedenen Wegen ins Oberbruch hinein. Berndt, behufs Erledigung von Kreis- und anderen Amtsgeschäften, begleitete Drosselstein nach Hohen-Biezar. Den weitesten Weg hatten Lewin und Renate, quer durch das Bruch hindurch. Als sie vor dem Hohen-Biezer Herrenhause hielten, berichtete Jeeke mit einem Anflug von Vertraulichkeit, daß die „jungen Berliner Herrschaften“ vor einer Stunde angekommen, aber ermüdet von der Reise schon zur Ruhe gegangen seien.

„Also auf morgen!“ Damit trennten sich die Geschwister.

XXI. Kirch-Göriz.

Der andere Morgen sah die beiden Geschwisterpaare beim Frühstück versammelt. Nach herzlicher Begrüßung und sich überflüssigen Fragen, die theils der Christbekehrung im Ladalinstischen Hause, theils der gestrigen Reunion in Schloß Güte galten, wurden die Dispositionen für den Tag getroffen. Kathinka und Renate wollten auf der Pfarre vorprechen, dann Marie zu einer Pflaudekstunde abholen, während die beiden jungen Männer einen Besuch in Kirch-Göriz verabredeten. Die Anregung dazu ging von Tubal aus, der in der Jenaer Literaturzeitung einen mit dem vollen Namen Dr. Faulstichs unterzeichneten „Aufsatz-Arten und Unarten der Romantik“ gelesen und sofort den Entschluß gefaßt hatte, bei seiner nächsten Anwesenheit in Hohen-Biez den Doktor aufzusuchen.

Nachdem die beiden Freunde das Zimmer verlassen hatten, um sich für ihren Ausflug zu rüsten, standen auch die jungen Damen auf, und Renate begann die Brotreste zu verkrumeln, mit denen sie jeden Morgen ihre Tauben zu füttern pflegte. Kathinka, in einem enganliegenden polnischen Ueberrod von dunkelgrüner Farbe, der erst jetzt, wo sie sich erhob, hatte, die volle Schönheit ihrer Figur zeigte, war ihr dabei behilflich. Alles, was Lewin für sie empfand, war nur zu begreiflich. Ein Anflug von Coquetterie, gepaart mit jener leichten Sicherheit der Bewegung, wie sie das Bewußtsein der Ueberlegenheit gibt, machten sie für jeden gefährlich, doppelt für den, der noch in Jugend und Unerfahrenheit stand. Sie war um einen halben Kopf größer als Renate; ihre besondere Schönheit aber, ein Erbtheil von der Mutter her, bildete das kastanienbraune Haar, das sie, der jeweiligen Mode Trost bietend, in der Regel leicht aufgenommen in einem Goldnetz trug. Ihrem Haar entsprach der Teint und beiden das Auge, das hellblau wie es war, doch zugleich wie Feuer leuchtete.

„Sieh,“ sagte Renate, während sie mit einer Schale voll Krumen auf das Fenster zuschritt, „sie melden sich schon.“ Und in der That hatte sich draußen auf das verschneite Fensterbrett eine atlasgraue Taube niedergelassen und pickte an die Scheiben. „Das ist mein Liebling,“ setzte sie hinzu und drehte die Kugel, um die Krumen hinauszustreuen. Kathinka war ihr gefolgt. In dem Augenblick, wo das Fenster sich öffnete, huschte die schöne Taube hinein, setzte sich aber nicht auf Renates, sondern auf Kathinkas Schulter und begann unter Gurren und zierlichem Sichdrehen ihren Kopf an Kathinkas Wange zu legen.

„Utreuer Verzug,“ rief Renate, und in ihren Worten klang etwas wie wirkliche Verstimmung.

„Laß,“ sagte Kathinka. „Das ist die Welt. Utreuer überall; auch bei den Tauben.“

In diesem Momente traten die beiden Freunde wieder ein, um sich bei den jungen Damen bis auf Spätnachmittag zu empfehlen. Sie trugen den Jagdröck, Pelzkappen, hohe Stiefel, dazu die Klinten über die Schulter gehängt. „Nehmen wir einen Hund mit?“ fragte Tubal.

„Nein. Tiras lahm und Dektor scheucht alles auf und bringt nichts zu Schuß. Das beste Thier und der schlechteste Hund.“ So brachen sie auf.

Kirch-Göriz liegt an der andern Seite der Oder, südöstlich von Hohen-Biez. Es standen zwei Wege zur Wahl, und die beiden Freunde beschloßen auf dem Hinmarsche den einen, auf dem Rückmarsche den andern einzuschlagen. Sie passirten zuerst das Dorf, dann den Forstlader. Als sie bei Hoppenmarie'sen Häuschen vorüberkamen, das stumm und verschlossen dalag, standen sie neugierig still und lugten hinein. Sie sahen aber nichts. Dann schlugen sie einen Fußsteig ein, der dienstlich in halber Höhe des Oberhügels hinlief. Dann und wann flog eine Schakelster auf; nichts was einen Schuß verlohnt hätte.

Sie sprachen von Faulstich, und Tubal skizzirte den Artikel aus der Jenaer Literaturzeitung, den Lewin nicht gelesen hatte. „Ich fürchte fast,“ sagte dieser, „daß der Verfasser hinter dem Eindruck, den seine Arbeit auf Dich machte, zurückbleiben wird. Er ist ein kluger und interessanter Mann, aber doch schließlich von ziemlich zweifelhaftem Gepräge.“

„Desto besser. Ich bin, wie Du übrigens wissen könntest, unserer Tante Amélie gerade verwandt genug, um alles, was einen „Stich“ hat, zum Theil um dieses Stiches willen zu bevorzugen. Und Faulstich wird keine Ausnahme machen. Er ist mir schon interessant dadurch, daß er in Kirch-Göriz lebt, ein Mann, der sich an die subtilsten Fragen wagt! Welche Schicksalswelle hat ihn an diesen Strand geworfen?“

„Wir wissen wenig von ihm, und das wenige bedarf wahrscheinlich auch noch der Korrektur. Er ist ein Altmärker, wenn ich nicht irre, aus der Gardelegener Gegend, wo kein Vater Prediger war, ein strenggläubiger, was dem Sohne von Jugend auf widerstand. Nichtsdestoweniger ging er, dem Willen des Vaters nachgebend, nach Halle und begann theologische Studien. Er kam aber, durch literarische Liebhabereien abgezogen, nicht recht vorwärts. Eine Art ästhetische Feinschmeckerei war schon damals seine Sache. Er lernte den um mehrere Jahre jüngeren Ludwig Tied kennen, spielte den Beschützer, zugleich das oberste kritische Tribunal, und diese Bekanntschaft, so kurz und oberflächlich sie war, war es doch, was ihn schließlich nach allerhand Zwischenfällen, nach Kirch-Göriz führte.“

„Und diese Zwischenfälle laß mich hören.“

„Gewiß; denn sie sind charakteristisch für den Mann. Es kam endlich zum völligen Bruch zwischen Vater und Sohn, und schon erwog dieser, ob er sich nicht einer herumziehenden Schauspielergesellschaft anschließen sollte, als er sich durch in Berlin angeknüpfte Verbindungen in den Kreis der Nieß-Lichtenau gezogen sah. Dieser Kreis, wie Du von Deinem Papa oft gehört haben wirst, war besser als sein Ruf. Die Nieß, zu manchem anderen, das sie besaß, hatte gute Laune, scharfen Verstand und ein natürliches Gefühl für die Künste. Sie passte für ihre Rolle. Es war eben allerlei Verwandtes zwischen ihr und Faulstich, der sich bald unentbehrlich zu machen wußte. Er stellte Bilder, ersand Bonmots fürstlicher Personen, sorgte für Klatsch und Anekdoten und machte die Festgedichte. All dies hatte natürlich ein Ende, als die Seifenblase der Lichtenauschen Größe zerplatzte, und Faulstich, wie vier Jahre früher in Halle, sah sich zum zweiten Male den bittersten Verlegenheiten gegenüber.“

„... aus denen ihn nun Tied, wie der besternte Fürst in der Komödie befreite.“

„Du sagst es. Die gelockerten Beziehungen knüpften sich wieder an; Faulstich that den ersten Schritt. Tied seinerseits, der eben damals den „gestiefelten Kater“ gebracht hatte und mit dem „Bardino“ und der „Genovefa“ in Vorbereitung war, begriff leicht, was ihm Faulstich in den zu führenden Fehden werth sein mußte. Denn er war kein gewöhnlicher Kritiker. Voller Phantasie verstand er es den Intentionen, selbst den Capricen der jungen Schule zu folgen. So halb aus Interesse, halb aus Gutmüthigkeit empfahl ihn Tied an die Burgsdorffs nach Ziebingen hin. Den Rest erräthst Du leicht.“

„Doch nicht, gib wenigstens eine Andeutung.“



Schwarzwälder Geburtstagskuchen. Originalzeichnung von Sondermann.

„Gut. Er kam also nach Ziebingen, was im weiteren zur Bekanntschaft mit Graf Drosselstein und bald auch zur Uebersiedelung nach Hohen-Ziejar führte. Ich kam mich dessen noch entsinnen.“ Es fiel ihm zu, in der etwas wüst gewordenen Bibliothek wieder Ordnung zu schaffen, und der Graf, so weit ihm die Parkanlagen Zeit ließen, ging ihm dabei zur Hand. Sie entdeckten alte, mit Initialen reich ausgestattete Drucke, Ritterbücher aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, die nun, im Triumphe nach Ziebingen geschafft, einen erwünschten Stoff zu neuen Dichtungen und noch mehr zu kritischen Untersuchungen boten. Etwa um 1804 wurde die zweite Lehrerstelle in Kirch-Görsitz frei. Dem Familieneinfluß erwies es sich nicht schwer, das Einrückn Faulstichs in diese Stelle durchzusetzen. Auch Tante Amalie wirkte mit. Es ist eine halbe Sinecture, und die paar pflichtmäßigen Lektionen fallen gelegentlich noch aus. Die Kirch-Görsitzer müssen sich eben damit trösten, daß jede Stunde, die ihrer Stadtschule verloren geht, der romantischen Schöule zu gute kommt.“

„Ob es ihnen leicht wird?“

„Ich zweifle. Von dem Brombeerstrauche kleinstädtischer Magistrate sind eben keine Trauben zu pflücken. Auch läßt

sich nicht behaupten, daß Dr. Faulstich ihnen goldene Brücken baute.“

„Ist er hochmüthig?“

„Im Gegentheil, er hat das Verbindliche, das allen Leuten innewohnt, die ihren ethischen Bedarf aus dem ästhetischen Fonds bestreiten. Er ist entgegenkommend, immer scherzhaft, zum mindesten kein Spielverderber. Dem allertrauersten Zeuge hört er nicht nur geduldig zu, sondern antwortet auch mit einem verbindlichem „Ihrem Gedankengange folgend“, unter welchem Höflichkeitsdeckmantel er dann entweder erst Klarheit in das Chaos bringt oder auch gerade das Gegentheil von dem Gesagten festzustellen weiß. Seine Klugheit und seine affablen Manieren sind es, die ihn halten, aber er gibt Anstoß durch sein Leben, seinen Wandel.“

„So war sein Sichheimischfühlen im Hause der Riez mehr als ein Zufall?“

„Ich fürchte, daß es so ist. Er lebt mit einer kinderlosen Wittwe, einer Frau von beinahe vierzig; Du wirst sie sehen. Sie beherrscht ihn natürlich, und seine gelegentlichen Bestrebungen ihr den bescheidenen Platz anzuweisen, der ihr zukommt, scheitern jedesmal.“

„Aber warum schüttelt er sie nicht ab?“
 „Dazu gebricht es ihm an Kraft. Er ist eine schwache Natur. Und in dieser schwachen Natur steckt auch das, was mehr Anstoß gibt, als alles andere: sein Mangel an Besinnung.“
 „Ist denn Kirch-Görig der Ort, solche Schäden aufzudecken?“
 „Ein jeder Ort, möcht' ich meinen, ist dazu geschikt. Und Faustlich hält nicht hinterm Berge. Er bekennt sich offen zu seinem Sybaritismus, zu einer allerweidlichsten Bequemlichkeit, die von nichts so weit ab ist, als von Pflichterfüllung und dem kategorischen Imperativ. Er kennt nur sich selbst. Alle Großthat interessiert ihn nur als dichterischer Stoff, am liebsten in dichterischem Kleide. Eine Arnold von Winkelried-Ballade kann ihn zu Thränen rühren, aber eine Bajonnetattade mitzumachen, würde seiner Natur ebenso unbequem wie lächerlich erscheinen.“

„Das theilt er mit vielen. Es ließe sich darüber streiten, ob das ein Matel sei.“

„Ich würde Dir unter Umständen zustimmen können. Aber wenn wir im allgemeinen in der Aufstellung unserer Grundsätze strenger sind als in ihrer Bethätigung, so gibt es doch auch Ausnahmen, wo wir dem Leben und seiner Praxis das nicht bewilligen mögen, was uns der Theorie nach alles statthaft erscheint. Ich weiß es nicht, aber ich gehe jede Wette ein, daß das, was in diesen Weihnachtstagen alle preussischen Herzen bewegt hat, von unserem Kirch-Göriger Doktor entweder einfach als eine Störung empfunden, oder aber gar nicht beachtet worden ist. Meine Shalepeareausgabe gegen ein Uhlenhorstisches Traktätchen, daß er vom 29. Bulletin auch nicht eine Zeile gelesen hat. Eine Einladung nach Guse oder Ziebingen erscheint ihm wichtiger als eine Monarchenzusammenkunft oder ein Friedensschluß. Er ist in nichts zu Hause als in seinen Büchern; Volk, Vaterland, Sitte, Glauben — er umfaßt sie mit seinem Verstande, aber sie sind ihm Begriffs- nicht Herzenssache. Heute als Custos an die Pariser Bibliothek berufen, würde er morgen bereit sein, den Kaiser zu apothecisieren. Und das empfinden die kleinen Leute, unter denen er lebt. Es wird jetzt ein Landsturm geplant; über kurz oder lang werden auch die Kirch-Göriger austrüden. Dr. Faustlich aber? Er wird ihnen nachsehen, lachen und zu Hause bleiben.“

Während dieses Gespräches hatten die beiden Freunde den Punkt erreicht, wo der am diesseitigen Abhang sich hinziehende Weg scharf ansteigend nach links hin abzweigt. Sie folgten dieser Abzweigung und standen nach wenigen Minuten

auf dem Rücken des Hügels, den Fluß zu Füßen, jenseits desselben das neumärkische Flachland. Alles in Schnee begraben, die vereinzelt Terrainwellen in der weißen Fläche verschwindend. Auch das Oberbett hätte sich kaum erkennen lassen, wenn nicht inmitten desselben eine durch den Schnee hin abgesteckte Niefernallee die Fahrstraße von Frankfurt bis Küstrin, und dadurch zugleich den Lauf des Flusses bezeichnen hätte. Rechtwinklig auf diese Fahrstraße stießen Queralleen, welche die Kommunikation zwischen den Ufern unterhielten und in ihrer Verlängerung, haben wie drüben, auf spärlich verstreute Ortschaften zuführten.

Die Freunde freuten sich des Bildes, das trotz seiner Monotonie, nicht ohne Reiz und einen gewissen Anflug von Feierlichem war.

„Sieh hier drüben den verschneiten Häuserkomplex hinter den Weiden, das ist unser Ziel. Kirch-Görig dans toute sa gloire. Es wirkt in diesem Augenblick wie eine Biberkolonie, und doch war es ein Bischofsommeritz, der im 14. Jahrhundert eine berühmte Wallfahrtskirche und im 16. Jahrhundert ein noch berühmteres Marienbild hatte. Aber laß uns jetzt hinabsteigen; der Hahcht, der dort liegt, ist außer unserm Bereich. Ich erzähle Dir, so Du noch hören willst, von dem Neste vor uns. Dhuchin spielen Deine Landsleute vom Bug und der Weichsel her eine Rolle in der Geschichte der Stadt.“

„Da bin ich neugierig,“ erwiderte Tubal, „obichon ich fürchten muß, wenig Schmeichelhaftes zu hören.“

„Die Geschichte schmeichelt selten,“ fuhr Lewin fort, während sie ihren Weitermarsch antraten,

„Eines Tages, ich gehe gleich in medias res, waren also die Polen im Lande, sengten, plünderten, mordeten und brachten auch in ein Frauenkloster ein, das hier herum in unmittelbarer Nähe von Kirch-Görig stand. (Eine der Nonnen, hart bedrängt, suchte sich des Anführers zu erwehren, und beschwor ihn von ihr abzulassen; sie wollte ihn zum Dank dafür einen festmachenden Spruch lehren, dessen Kraft er gleich an ihr selbst erproben möge. Dabei kniete sie nieder. Er war auch bereit und hieb zu, während sie die Worte sprach: „In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum.“ Er aber entsetzte sich, als der Kopf vom Rumpfe flog.“)

„Ich kann nur wiederholen,“ bemerkte Tubal, „ich hätte Sagen und Historien wie diese vor den Thoren von Kirch-Görig nicht gedacht. Aber da sind schon die ersten Häuser des Dorfes.“
 (Fortsetzung folgt.)

Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850.

VII.

Wie die Neugestaltung Frankreichs und seiner Regierungsform damals in den maßgebenden Kreisen Preußens angesehen wurde, darüber liegt mir ein Schreiben vor, welches ich wohl als aus bester Quelle stammend bezeichnen darf. Es heißt darin: „Aber das empire français wird nächstens daselbst und der einzige wichtige Zielpunkt einer richtigen Politik werden. Die Anerkennung erfolgt nach menschlichen Begriffen gewiß und dann haben wir einen meineidigen, rücksichtslosen, ehrgeizigen Bösewicht uns gegenüber, der zunächst unumschränkt über eine völlig aufgelöste Nation regiert, die mit Recht und zu ihrer Schande in ihm ihren Wohltäter und Erretter sieht und sehen muß. Die Allianz mit der römischen Kirche ist verhängnisvoll. Sie wird zunächst darin praktisch, daß die französischen Angriffe sich gegen Rußland und Preußen richten. Durch diesen Umstand kann Oesterreich in schwere Irwege gerathen. Die deutschen Fürsten haben es dann bequem ihm zu folgen, besonders da sie den Erben des protecteur de la confédération du Rhin hinter sich haben.“

Daß insbesondere das letztere kein bloßes Spiel der Phantasie war, darüber liegt mir ein Schreiben aus ebenso guter Quelle vor, datirt vom 3. November, dem Tage der Entlassung des Ministers von Radowiz. In demselben heißt es: „Wie die Dinge liegen, gibt es in den politisch-diplomatischen Regierungskreisen Deutschlands jetzt drei Parteien, nicht zwei, wie man irrig und der guten Sache nachtheilig annimmt.

Erstens die preussische, bisher unpolitische, die etwas von diesem unirenden Charakter nothwendig wird beibehalten müssen, obichon ohne Verfassung vom 28. Mai, welche nur dazu gedient hat, den natürlichen preussischen Einfluß zu zerstören; zweitens die österreichische, auf die Negation gestellt, stets verhindernd, daß sich in Deutschland etwas Positives bildet, was einen ihnen unangenehmen Einfluß in Oesterreich gewinnen könne; drittens die Rheinbundspartei, die mächtig geworden ist durch Spaltung von Preußen und Oesterreich. Sie arbeitet ganz im Geiste des alten Rheinbundes. Im Innern will sie die damalige absolutistische Soberänität, im Aeußeren Vergrößerung auf Kosten Preußens, wenn es geht, und der kleinen Staaten*). Sie scheut nicht nur nicht, sondern wünscht das Bündniß mit Frankreich erneuern zur können. Der Kern dieser Partei ist der alte Rheinbund: Bayern, Württemberg, Darmstadt; locker dazu gehört Sachsen, ganz nicht Hannover und Braunschweig. Unser Freund Hassensflug hat sich ganz unnatürlicher Weise dazu anfassen lassen, so daß er nichts dabei findet, wenn Frankreich in Folge eines Bundesbeschlusses

*) Letzterer Gedanke wurde bekanntlich von dem damaligen bairischen Minister von der Pfordten zu einem offiziell vorgelegten Plane verarbeitet, wonach Preußen und Oesterreich im Präsidium des deutschen Bundes abwechseln und die Kleinstaaten mediatisirt, aber je nach ihrer geographischen Lage an die fünf Königreiche vertheilt werden sollten. Günstlicher Weise wurde dieser Plan in Berlin durchsicht und nicht gerade sehr verbindlich abgelehnt.

Handdruck des Verfassers
 Hel. v. 11. VL 70

die Rheinprovinzen besetzte. Solch ein Bundesbeschluss ist aber gar nicht unmöglich, wenn man die Theilung Badens zu Gunsten Baierns, Württembergs und Hessen-Darmstadts zugibt, Sachsen seine alte Lande wieder zurückerhält etc."

„Ein König oder Kaiser in Frankreich führt zur offenen Allianz mit den alten Rheinbundsfürsten, die nur durch den Dualismus in Deutschland, verbunden mit der Einigkeit Preußens und Oesterreichs, niedergehalten wurden."

Ueber die Politik Englands und Deutschlands Stellung zu diesem, ist es nicht nötig viele Worte zu machen. Nachdem es überall seine Hand im Spiel gehabt, um unter dem gleichnerischen Aushängeschilder der Freiheit, Humanität und Civilisation die revolutionären Bewegungen auf dem Kontinent zu führen und mittelst des bekannten Neulustschlauches des Ministers Canning zu hellen Flammen anzublauen, hat es auch später überall das möglichste gethan, die Kräftigung und Neugestaltung Deutschlands zu hindern und jeden Aufschwung der Industrie, des Handels und insbesondere der Marine Deutschlands unmöglich zu machen. Korn und Baumwolle, das waren und bleiben die beiden Herzblutern der englischen Staatskunst, und nicht Ideale und Prinzipien, sondern lediglich die materiellen Interessen des englischen Staates waren auch die Keitner seiner äußeren Politik. Deutschland hatte deshalb auch von England nichts zu hoffen, als eine Fortsetzung jenes Intriguenspiels und eine Verständigung desselben mit Frankreich, um in dieser Gemeinschaft um so sicherer die alten Grundlagen Europas erschüttern zu können.

Leider muß dem Ministerium Manteuffel der Vorwurf gemacht werden, daß es diese Situation nicht mit genügender Klarheit durchschaute und daß es deshalb unterließ, an Stelle der von ihm beseitigten falschen Zielpunkte positiv bessere hinzustellen und zu verfolgen. Es war dies um so mehr zu beklagen, als das Ministerium des Auswärtigen inzwischen in die Hände des Ministerpräsidenten selbst übergegangen war und daher die Verantwortung für begangene Fehler auf niemanden anders abgewälzt werden konnte. Das „muthige Zurückweichen des starken Preußen um einen Schritt" nahm dadurch allmählich solche Dimensionen an, daß wir am Ende des Krimkrieges nicht ohne Mühe der Demüthigung und Gefahr entgingen, von den Friedensverhandlungen ausgeschlossen und so gewissermaßen aus dem goldenen Buche der europäischen Großmächte gestrichen zu werden. Daß hierfür Herr von Manteuffel nicht allein, ja vielleicht nicht einmal an erster Stelle verantwortlich gemacht werden darf, ist mir zur Genüge bekannt. Ich habe in dieser Beziehung bereits früher auf die völlige Disziplinlosigkeit innerhalb der preussischen Diplomatie aufmerksam gemacht. Man schrieb mir darüber seinerzeit aus Frankfurt a. M.: „Weinenswerth ist die Disziplin, welche in Oesterreich und seinen Vertretern, alles was vom Kaiser befehlt wird, nach sicherem Takt sich bewegen läßt. Bei uns singt jeder seine eigene Melodie, verkennt den anderen und schreibt Spezialberichte nach Berlin. Wir haben hier wenigstens drei Civil- und zwei Militärdiplomaten neben einander." Ständlicher Weise ist dieser Mangel sehr abgestellt, und es war eben der Fehler des Herrn von Manteuffel, daß er sich nicht entschließen konnte, fest in dies Wespennest zu greifen.

Es war ein ähnlicher Fehler, an welchem die innere Politik des Herrn von Manteuffel krankte, indem man auch hier je länger desto mehr sich dabei beruhigte, die Anläufe der revolutionären Partei einstweilen zurückgeschlagen zu haben, anstatt frisch Hand anzulegen, die Wiederkehr derartiger Erschütterungen und Excesse unmöglich zu machen.

Man kann leider nicht in Abrede stellen, daß das Ministerium Manteuffel im Verlaufe seines Wirkens je länger desto mehr einem absolutistischen Bureaucratismus anheimfiel und die Entwidlung Preußens dadurch in falsche Bahnen leitete, daß es das Beamtenthum in hellen Haufen in die Volksvertretung einführte und dadurch beides: die Volksvertretung durch Fernhaltung der eigentlich zur Repräsentation berufenen Elemente, das Beamtenthum aber durch Begünstigung des Strebertums in den Kammern der Gefahr der Corruption aussetzte. Man erinnert sich hierbei der wechselseitigen von beiden Seiten ge-

brauchten Bezeichnungen: Landraths- und Kreisrichterkammer, sowie der Thatsache, daß eine Zeitlang das Ministerium sich unter der Direktion des Polizeipräsidenten von Berlin befand.

Der eigentliche prinzipielle Inhalt der revolutionären Bewegung in Preußen aber war das Auftreten der „industriellen Gesellschaft" und deren Versuch, ihre Postulate in der Gesetzgebung und Verwaltung des Staates zu realisiren, wobei selbstverständlich der ganze Spektakel über Verfassungsparagraphen nur Mittel zum Zweck und ein populäres Auskunfts-mittel war, der Masse der Bevölkerung über die eigentlichen Zielpunkte der Bewegung Sand in die Augen zu streuen. Wer hierüber damals noch zweifelhaft gewesen ist, dem wird hoffentlich die Entwidlung der Neuzeit zu einer besseren Erkenntniß verholfen haben.

Es war deshalb auch durchaus nicht von ungefähr, wenn man plötzlich große Fabrikanten, Handelsherren und Geldmänner Hand in Hand mit ihren Gefinnungsgenossen aus der höheren Bureaucratie auf den Ministerstühlen erblickte. Man spielte damit nur den ersten Akt der großen Tragödie, von welcher in Paris mit der Februarrevolution bereits der dritte Akt aufgeführt wurde.

Leider aber schien man schon damals die Märzbewegung nicht als den ersten Akt einer fünfaktigen Tragödie, sondern vielmehr als ein einaktiges Lustspiel zu betrachten und zwar waren, wie Scherenberg sehr richtig sagt, nachdem die Gefahr vorüber war, diejenigen die lautesten und tapfersten, welche sich vorher am meisten gefürchtet hatten.

Welche Rolle die preussische Bureaucratie in und nach den Märztagen gespielt hat, darüber will ich mich einstweilen eines eingehenderen Urtheils enthalten, da die Thatsachen der neueren Geschichte selbst laut genug sprechen und auch das Ministerium Manteuffel gleich bei Uebernahme der Geschäfte darüber nicht in Zweifel gelassen war.

Wenn dasselbe also nichtsdestoweniger, sobald der erste Sturm vorüber war, die Bureaucratie als seine Hauptstütze betrachtete, so schlug es damit einen Weg ein, auf dem es nothwendig mit seinen besten Absichten scheitern und schließlich selbst zu Grunde gehen mußte, besonders nachdem mit der Person des vielgenannten „Goldenkels" dasjenige Element in die Regierung eingeführt war, welches zur Machtergänzung unentschuldig erschien. Herr von Manteuffel wird darum wahrscheinlich heute auch verstehen, weshalb bei dem endlichen Rücktritt seines Ministeriums Herr von der Heydt auf der Bühne verblieb und es wohl verstand, die „Aera Manteuffel" in die „neue Aera" hinüberführen zu helfen.

Es war dies alles um so bedauerlicher, als Herr von Manteuffel auf der Höhe seiner Stellung alles durchzusetzen vermochte, ohne damit irgend wesentlichen Anstoß zu erregen, und es wäre gerade ihm dies um so leichter gelungen, als er eine besondere Geschicklichkeit darin besaß, sowohl eine Einwirkung auf die Wahlen auszuüben, als auch die Abstimmungen der Kammern selbst in kaum merkbarer Weise durch geschickte Mittelspersonen zu beeinflussen. Ich habe mich damals wiederholt davon überzeugt, daß Herr von Manteuffel sich in der Lage befand, jede Abstimmung vorher bis auf zwei oder drei Stimmen genau zu berechnen, so daß er, wie dies später vielfach geschehen ist, kaum jemals durch eine Abstimmung überrascht wurde.

Daß diese Haltung des Ministeriums Manteuffel auch auf sein Verhältniß zu den verschiedenen Parteien nicht ohne Einfluß blieb, versteht sich von selbst.

Namentlich vollzog sich innerhalb der bisher regierungsfreundlichen Partei die Sonderung in eine ministerielle und eine prinzipielle Fraktion, von denen die letztere dem Herrn von Manteuffel mit der Zeit unbehaglich und damit auch unliebsam wurde, wengleich ein förmlicher Bruch dadurch verhindert blieb, daß man sich gegenseitig noch nicht entbehren zu können meinte und nur ein Bruchtheil der prinzipiellen Fraktion weitsichtig genug war, um die Nothwendigkeit eines Ministerwechsels zu begreifen. Man tröstete sich damals mit der, leider als illusorisch erwiesenen, Hoffnung, durch die größere parlamentarische Begabung und Gewandtheit, sowie durch die

größere Arbeitslust und Arbeitskraft der Stimmenmehrheit der ministeriellen Fraktion das Gegengewicht halten und der inneren Politik allmählich eine andere Richtung geben zu können. Man war damals eben noch nicht darüber im Klaren, daß auch die begabtesten und rührigsten Kammerredner nur dadurch einen nachhaltigen Einfluß ausüben, daß sie gewisse dauernde gesellschaftliche Interessen und Mächte repräsentieren, wie sich dies in neuerer Zeit besonders dadurch handgreiflich herausgestellt hat, daß die eigentlichen Kammerverhandlungen nur noch ein hors d'oeuvre und ein Spektakelstück für das größere Publikum sind, während die Hauptsache vorher in den „Fraktionen“, d. h. den politischen und sozialen Interessengruppen erledigt und festgestellt wird. Man erinnert sich hierbei unwillkürlich an den Ausspruch jenes Louis Philippischen Deputierten, welcher von einer glänzenden Rede sagte: „Es ist möglich, daß sie meine Ansicht ändert, aber niemals mein Botum.“

VIII.

Gestatten Sie mir zum Schluß, noch einige Silhouetten der in der preussisch-deutschen Bewegung besonders hervorgetretenen Persönlichkeiten anzufügen, soweit ich solches aus persönlicher Kenntniß vermag. Es wird dies manche Ereignisse besser verstehen lassen, als eine längere und für manche vielleicht langweilige Kritik. Als bester Anknüpfungspunkt hierfür bietet sich mir das Erfurter Parlament, da hier, nachdem der erste Sturm verflohen, die betreffenden Personen bereits ihr natürliches Gleichgewicht mehr oder weniger wieder gewonnen hatten und deshalb nicht mehr auf dem tragischen Rothurn, sondern hin und wieder sogar schon auf Soden einher schritten.

Unzweifelhaft war dort neben dem preussischen Kommissarius von Radowik, dem Herrn von Bodelschwing und dem Präsidenten Simpson der Professor Stahl die hervorragendste und gefeiertste Persönlichkeit, neben welcher selbst Heinrich von Gagern, der nur noch als parlamentarischer Leichenbitter erschien, und noch mehr die übrigen ähnlichen Berühmtheiten entschieden in den Hintergrund traten. Freilich konnte auch Stahl in der praktischen Politik den Professor nicht ganz verlegen, wie er denn überhaupt eine Persönlichkeit war, welche sich mit Vorliebe in dem Reiche der Gedanken bewegte und tatsächliche Verührungen mit der rauheren Wirklichkeit gern mied. Es war dies indes bei ihm durchaus kein Mangel an Entschlossenheit, im Gegentheil besaß er einen Fond von moralischem Muth, der ihn stets unbeirrt sein Ziel verfolgen ließ; es war vielmehr eine gewisse Scheu, wenn ich mich so ausdrücken darf, das bekannte *odi profanum vulgus et arceo* ins Politische übersezt. Dieser Stimmung Stahls war die Erfurter Atmosphäre besonders günstig, und ich habe deshalb auch persönlich den Eindruck gehabt, daß Stahl sich in den dortigen parlamentarischen Kämpfen mit einer Behaglichkeit bewegte, wie kaum jemals später wieder. In der That unterschied sich auch das Erfurter Parlament sehr vortheilhaft von anderen durch das maßvolle Auftreten seiner durchweg gebildeten Mitglieder.

Bei der Vertagung des Erfurter Parlaments wurde ihm von Mitgliedern der beiden Häuser, des Staatenhauses und des Volkshauses, ein Album gewidmet, welches auch heute noch nicht ohne Interesse ist. Da mir eine Copie dieses Albums zur Verfügung steht, so wird es vielleicht zur Charakteristik beitragen, wenn ich von einigen der hervorragenderen Persönlichkeiten deren Widmung folgen lasse:

Darum ist unsere Lösung nicht: Bundesstaat um jeden Preis, sondern Unverschrtheit der preussischen Krone um jeden Preis.
Erfurt, den 24. April 1850.

von Bismarck-Schönhausen,
Abgeordneter für Brandenburg.

Ein Postträger.

Aus den Erinnerungen eines deutschen Kaliforniers.

In heißen Sonnenschein gebadet, lagen die Sierra Nevada, die Alpen Californiens da, und kein Laut, kein Ton gab Kunde, daß sich eine reiche Thierwelt, daß sich emsige Menschen in dieser herrlichen pittoresken Landschaft tummeln. Heute war

Die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sonne immer und ewiglich.

Ernst Ludwig von Gerlach.

Einen aufrichtigen Dank zoll' ich gern dem Liberalismus,
Daß er mit spitzigem Stein Funten entlockte dem Stahl.

W. Scheibert,

Abgeordneter für Siedlin zum Volksbause in Erfurt.
Ein eng Gewissen und ein weites Herz.

Eranz,

Konsthorstleuth zu Polen, Abgeordneter zum Volksbause.

Des Weisen Junge machet die Lehre lieblich. Eine heilsame Junge ist ein Baum des Lebens. Sprüche Salom., Kap. 15.

Zur Erinnerung an seinen heils königlichen, nie parlamentarischen, herzlichen Verehrer.

von Röder,

Abgeordneter zum Volksbause für die Kreise Öttrou-Kretschin.
Ein edler Mensch zieht edle Menschen an und weiß sie festzuhalten.
(Goethe, Zaifo.)

Hermann Graf zu Lynar,

Abgeordneter der Provinz Brandenburg.

Der, dessen Verheißungen alle Ja und Amen sind, spricht: Wer an mich glaubt, von dessen Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.

In herzlicher Dankbarkeit über die Demahreitung dieses Wortes an Ihnen selbst, zur freundigen Stärkung an den noch bevorstehenden Kämpfen und zur freundlichen Erinnerung an den Ihnen in Liebe und Verehrung ergebenen

W. von Kreis-Regom,

auf Kiedow bei Belgard in Pommern,
Mitglied des Staatenhauses.

Preussens Bestimmung — Deutschlands Einigung.

Zur wohlwollenden Erinnerung an Ihren treuen Verehrer

George Wilhelm Heinrich Calow,

Abgeordneter für Sorau-Guben.

Recht muß doch Recht bleiben.

Otto Carl Frh. von Mantensfel,

Landrath zu Radau, Mitglied des Volksbause.

Die Zukunft gehört dem Rechte und seiner Vertreterin, der Rechten.
Denn Recht muß doch Recht bleiben immerdar.

P. F. Reichenberger,

Abgeordneter für Guben.

Es gilt hier nicht bloß, einen Konflikt mit Europa zu vermeiden, es gilt etwas Positives und Höheres; es gilt mit einem Worte, die umgeworfene Säule des Rechtes in Deutschland wieder aufzurichten.

Adolph Frz. Dohlenlohe,

Abgeordneter aus Schlesien.

Ich fürchte nicht die akute Krankheit der Demokratie, ich fürchte die chronische Krankheit des Liberalismus.

Frhr. von Senden,

Oberregierungsrath bei der königl. Regierung in Köslin,

Abgeordneter für das Volksbause.

In etwas anders verhielt es sich mit dem General von Radowik. Herr von Radowik, äußerlich ein sehr stattlicher Mann und eine imposante Persönlichkeit von ungewöhnlicher geistiger Begabung, bewegte sich, nach seiner in oratorischer Beziehung meisterhaften Eröffnungsrede zu schließen, auch in Erfurt noch in der Illusion, die Einigung Deutschlands auf parlamentarischen Wege erzielen zu können, und wenn derselbe hierdurch auch seine Qualifikation als Diplomat einigermassen beeinträchtigte, so theilte er doch nur den Irrthum aller derjenigen, welche vom Parlamentarismus als solchem das Heil der Völker erwarteten. Außerdem nahm derselbe als Katholik insofern eine eigenthümliche Stellung ein, als er nach Ausweis seiner „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche“ von der Auffassung ausging, daß der Stern der katholischen Kirche in den romanischen Völkern im Erblichen begriffen sei und die Hoffnung der Erneuerung in den germanischen Völkern und namentlich auf dem Sande der Mark gefunden werden müsse. In wie weit er sich dabei über die Tendenzen und Machtmittel Roms im Unklaren befand, hat man niemals genau erfahren. Sein Schicksal durfte insofern ein tragisches genannt werden, als mit dem Scheitern seiner deutschen Projekte gleichzeitig seine persönliche Laufbahn ihren definitiven Abschluß erreichte und sein Name schon bei seinen Lebzeiten nur noch der Geschichte angehörte.

(Schluß folgt.)

Staddend verboten.
Berl. u. H. VL. 79.

S
fä
th
st
un
un
ha
un
Te
ma
Z
de
mo
gef
jud
den
gel
Zu
den
raf
in
Ba
hat
strö
d. K
nah
wel
voll
Tra
Qu
der
Ket
es
selb
eine
Bar
äuß
weld
than
mod
unse
dien
mit
eine
präc
der
nach
aus
Tab
sief.
Bier
er f
werd
wagt
sich
läßt.
brau
Neru
was
muß
keine
Bran
trenn
mein
nur
bestan
brau
feuer
und
Berg

Strahlen zu erlösen drohte. Auch uns, ich meine meinen Gefährten Jim und mich, die wir in einem engen schmalen Seitenschälchen, welches von einem klaren sprudelnden Bächlein durchfließt wurde, die Goldwäscherei betrieben, auch uns wurde unser ohnehin mühseliges Tagewerk so sauer, und entkräftigt und entmutigt ließ ich endlich die Schaufel sinken. „Wie behagt Dir der Gedanke, Jim,“ so hob ich an, „wenn wir heute unsere Provisoren vervollständigen, denn keinen geeigneteren Tag könnten wir finden, eine Pause im harten Tagewerk zu machen und unsere Vorrathskammer aufs neue zu füllen? Ich wandere mit dem Zwerghack in die Stadt, während Du den Goldstaub zusammenbürstest und den Trog reinigst zur morgigen Arbeit.“ Jim, der schon anno 1848 die „Plains gekreuzt“ hatte, also ein echter rechter Plonier und ein Goldsucher war, wie er „im Buche steht“, schob sein Priemchen nach dem anderen Mundwinkel und sprach dann das große Wort gelassen aus: „Hast noch nie, so lange ich Dich kenne, mein Junge, einen so gefunden klaren Gedanken gehabt.“ So wurd denn das beste Einvernehmen besiegelt, und den Worten folgte rasch die That. Jim warf noch einige Schaufeln Schlamm in den langen schmalen Trog, durch den wir das Wasser des Bächleins laufen ließen, nachdem wir dasselbe gut abgedämmt hatten, und ließ sie, durch die also gefasste und darum mächtiger strömende Wasserrinne „klären“, wie der technische Ausdruck ist, d. h. das Wasser spült sämmtliche Bestandtheile weg, mit Ausnahme des schweren Goldes, das niederfällt auf den Boden, auf welchen 3 bis 4 Leisten aufgenagelt sind, damit das wertvolle Metall besser haften bleiben kann. Dann hob Jim den Trog aus, bürstete ihn durch und ließ zum Schlusse noch Quecksilber durchlaufen, das bekanntlich das Gold anzieht wie der Magnet das Eisen. Das Quecksilber wird später in einer Retorte abgedampft und in kaltem Wasser kondensirt. So ist es zu neuem Gebrauche geeignet und muß hundert Mal denselben Zweck dienen. Aller Goldstaub aber wird sorgfältig in einem ledernen Beutelchen gesammelt und beim ersten besten Bankhause im nächsten Städtchen verwerthet. Das ist die äußerst einfache Operation, die dem Goldwäscher obliegt und welche nun mein Freund Jim mit kundiger Hand erfüllte.

Bald war denn auch gethan, was von seiner Seite gethan werden mußte, und wie das Vöglein in den Zweigen, so mochte er sich nun gütlich thun. Nicht zwanzig Schritte von unserem dürftigen Bretterhüttchen, das uns beiden zur Wohnung diente, in der Mittagssonne aber eine Hitze in sich barg, die mit einer ägyptischen Bräunung konkurriren konnte, stand eine mächtige Lebensseide mit dichtem Blättergeschmuck und darum prächtigen Schatten gebend. Dieses Bläthchen ertor sich Jim, der süßen Ruhe zu pflügen. Selbstverständlich griff er zuerst nach seiner Trösterin, der landesüblichen kurzen Kalkpfeife und aus den unergründlichen Tiefen seiner Hosentasche holte er den Tabak, bei dessen Anblick mich schon ein leises Grinsen durchlief. In der Form eines Filzes, wie er zu Untersägen für Biergläser gebraucht wird, mehr schwarz wie braun, so wird er stückweise abgeschnitten, um sowohl gekaut wie geraucht zu werden. Und welches Parfüm! Keine Fliege, kein Mosquito wagt sich an den heran, der die schwarzgrauen Wölkchen von sich bläst und die Kraft dieses Dreimännertabaks auf sich wirken läßt. Und eine aufregende Kraft ist es, die dieser schwarzbraune Tabakfuchsen enthält, so aufregend oft, daß er das ganze Nervensystem in Mitleidenschaft zieht. Aber das ist es gerade, was des Goldgräbers Herz erfreut. Alles, was er genießt, muß wirken bis ins Mark der Knochen hinein, sonst findet es keine Gnade vor seinen Augen. So ist sein Tabak, so sein Brandy und sein Kaffee, und wenn Jim und ich oft einen getrennten Tisch führten, so geschah es nur aus Uebersachen, die mein Freund Geschmacksverirrung nannte, die in Wahrheit aber nur in meinem Widerwillen gegen scharfe feurige Gewürze bestand. Händevoll vom scharfen rothen Cayennepfeffer verbrauchte Jim zu seinen Mahlzeiten, und wenn der Mund nicht feuerte und stammte, dann tabelte er scharf seine eigene Kochkunst.

So streckte sich denn Jim behaglich unter die Lebensseide und träumte, wie das so seine Gewohnheit war, von goldenen Bergen, die die Zukunft bringen müsse. Aber auch von einer

verlorenen Vergangenheit, von einem zerbrochenen Lebensglück hatte er zu träumen. Wie oft hat er sich in den jähen Wechsel von reich zu arm finden müssen, wie oft hat ihm ein unfreundliches Geschick die Früchte seines Fleißes entzissen und wie oft hat er auch sein Glück mit eigener Hand zertrümmert!

Im segneten Virginien geboren, hat ihn, den jungen hochstrebenden Mann, im Jahre 1848 das Goldfieber erfaßt und gläubig seinem Stern vertrauend, hat er die „Plains gekreuzt“. Eine solche Reise hatte damals — jetzt ist es durch die Eisenbahn anders geworden — kein Seitenstück an Mühen und Gefahren. Jim blieb keine Entbehrung, keine Todesgefahr erspart und den Becher der bittersten Noth hat er bis auf die Reize leeren müssen. Als aber die dunkeln, majestätischen Wälder der Sierra Nevada einmal hinter ihm lagen, da begann ihm das Glück zu lächeln. An einem Seitenflüßchen des American-River hat er manche Unze Goldstaub gewaschen, und schließlich wurde er so wohlhabend, aber auch so unternehmend, daß er eine Goldmine, d. h. eine goldführende Quarzader mit der dazu gehörigen Quarzmühle kaufte und sich nun als einen gemachten Mann betrachtete. Aber es ging mit dieser Mine, wie es mit hundert andern Minen ging und noch geht. Sie bereichern die Welt mit Gold, allein ihre Besitzer werden arm dabei, da die Ausbeute die hohen Kosten nicht deckt. Auch Jim machte seine Mine nach Jahresfrist zum armen Manne und so griff er denn wieder zur Schaufel und wusch Gold aus dem Flußsande, das sich damals, als die Goldausbeute in Californien noch 65 Millionen Dollar pro Jahr betrug, noch besser rentirte wie jetzt, wo das Ergebnis auf 18 Millionen zusammen geschrumpft ist. Und wieder sammelte Jim ein kleines Vermögen und spekulirte — er besand sich ja im Lande der wüsten Spekulation — in Minenaktien. Jedes Dienstmädchen spekulirt ja in Californien in Minenaktien, warum sollte es nicht auch Jim thun? Aber Jim wurde arm, bitter arm bei diesem ungewohnten Geschäft. Wieder griff er zur Schaufel, und wieder wusch er Gold und wieder erarbeitete er sich ein kleines Kapitälchen.

Da war er eines Abends mit seines Gleichen zusammen und als einer — so zum Zeitvertreib nur — des „Teufels Gesangbuch“ aus der Brusttasche holte, da war es um Jims Glück geschehen. Sie alle spielten, und er wollte ja nicht besser sein wie die übrigen, warum sollte er nicht mitspielen? Als der Morgen grante, war Jim wieder ein armer, ganz armer Mann. So hat er noch mehrmals den jähesten Glückswechsel an sich erfahren, und als reiche Goldlager in benachbarten Territorien entdeckt wurden und alle echten Goldsucher dahin aufbrachen, da schloß sich auch Jim von dieser Aufregung — so nennen sie es hier — nicht aus. Da gab es eine Idahoaufregung, eine Montananaufregung, eine Arizonaufregung u., und Jim hat alle diese „Aufregungen“ mitgemacht, hat Gold gefunden und auch wieder verloren, und ist schließlich nach Californien zurückgekehrt, um wieder und wieder dem Schicksal Trost zu bieten. Jim hat — und auch das ist charakteristisch für den californischen Goldminer — trotz der vernichtendsten Schicksalsschläge Muth und Hoffnung nicht verloren und so sucht er denn mit mir aus dem klaren frischen Bächlein Gold zu waschen, Tag für Tag, und unverzagt, obgleich es augenscheinlich ist, daß wir nicht als reiche Leute jenes stille waldbumgärtete Thälchen verlassen werden.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, war ich, mit dem Zwerghack auf dem Rücken, bis zur Stadt gekommen. Die Stadt, so nennen wir nämlich die drei Häuser, welche da im Thälchen vor mir lagen, und obgleich noch keine Stadt im europäischen Sinne des Wortes, so hat sie doch die besten Vorbedingungen, eine zu werden. Denn wo an dieser Küste einmal eine Schmiede, ein Krämerladen und ein Wirthshaus beisammen stehen, da krystallisirt sich leicht ein Städtchen um diesen Kern. Fast alle californischen Städte sind ja so entstanden. Auch das ist charakteristisch, daß in einer solchen Stadt die Schmiede von einem Irlander betrieben wird, die Krämererei beinahe selbstverständlich einem Amerikaner gehört und in der Wirthschaft — braucht man wohl noch zu fragen? — da schaltet und waltet ein deutscher Landsmann, der in vorliegendem

Falle neben der angeborenen Biederkeit sich auch eine gute Portion Nauteichslaubheit angeeignet hatte. Nannte er doch sein Wirthshaus „Nowhere“ (Nirgendes) und damit wollte er, wie er mir oft mit geheimnißvollem Lächeln mittheilte, bezwecken, daß, wenn seine Gäste aus der Umgegend sich eines Abends zu sehr in Politik vertiefen sollten und sie zufällig erst beim Morgengrauen heimkehrend, von der argwöhnischen Lebensgefährtin mit kalter, klarer, scharfer Stimme über den Verbleib examiniert würden, sie ruhigen Gewissens schwören könnten, sie seien nirgends gewesen.

Gewöhnlich lag die Stadt in tödtlicher Langweile da, denn Farmer und Miner waren tagsüber beschäftigt, und Fremde verirren sich nur selten in das von der Hauptstraße weitab gelegene Thal. Nur heute war es nicht so, denn vor jedem der drei Häuser stand eine Gruppe eifrig debattirender Menschen, und als ich erst den Salon des Nowhere betrat, da sumnte und brumnte es ärger wie in einem Dienentorb. Nur mit Mühe zog ich den Wirth bei Seite und hörte von ihm, daß keine zwei Meilen von der Stadt die Post beraubt worden wäre, und darüber befände sich die ganze Umgegend in der größten Aufregung, maßen auch der Sheriff Hülfen zur Verfolgung der Posträuber von der Bevölkerung verlangt hatte. Nicht zwei Meilen von der Stadt, da wo das Thal sich fast zur Schlucht verengt und die Straße eine scharfe Biegung macht, da hatten drei maskirte Räuber den Postwagen angehalten und mit drohend erhobener Büchse den Kutscher gezwungen, vom Boche zu steigen und die Goldkiste von Wells, Fargo & Co. auszuliefern. Bekanntlich befördert die Vereinigte Staatenpost weder Pakete noch Werthsendungen, und Privatunternehmungen treten an ihre Stelle, dieses Verkehrsbedürfnis zu befriedigen. An der Pacifikküste ist es die hochangesehene Firma Wells, Fargo & Co. welche diesen Paketpostdienst versteht und jede Postkutsche, die ebenfalls Privateigentum ist, führt eine dieser Firma gehörige eiserne Kiste, in welcher alle Werthsendungen verschlossen sind. Kommt diese Kiste, wie in vorliegendem Fall, aus einem Winendistrikt, so enthält sie in der Regel viel Goldstaub und ist dann eine begehrenswerthe Beute für die Posträuber, welche in Kalifornien eine eigene Spezies bilden und sich speziell nur mit dieser Branche beschäftigen. Andere Räuberereien zu vollführen, halten sie unter ihrer Würde. Gewöhnlich haben es die Posträuber nur auf die Goldkiste abgesehen, und einmal in deren Besitz, lassen sie in der Regel die Passagiere ungeschoren.

Anderwärts war es in dem gegenwärtigen Falle. Nicht allein die Goldkiste, auch die Passagiere, sechs an der Zahl, darunter zwei Damen, wurden ihrer sämtlichen Werthgegenstände beraubt und dann an Händen und Füßen gefesselt, Schulter an Schulter wie Bleisoldaten, mit dem Rücken nach dem Himmel, in das nahe Gebüsch gelegt und der Postwagen in ein unbewohntes Seitenthälchen gefahren. So gewannen die Räuber einen bedeutenden Vorsprung, denn geraume Zeit verging, ehe zufällig des Wegs kommende Leute die Passagiere aus ihrer unangenehmen Lage befreien und Alarm schlagen konnten.

Mit dieser Neugierde und meinem Zwergsack beladen strebte ich rüstig unserem einsamen Thälchen zu, ging doch die Sonne zur Kiste, und wußte ich doch auch, wie sehr sich Jim für alle Vorkommnisse interessirte, welche an die verschwundenen romantischen Tage Californiens erinnerten. Als Austausch gegen meine Nachricht wollte ich heute ein Stück von seinen eigenen Erlebnissen hören, und zur wirklamen Unterstützung meiner Pläne hatte ich eine Flasche besorgt, die goldgelben feurigen Whisky enthielt. Whisky, namentlich wenn er in Kentucky gebrannt ist, liebt Jim über alle Maßen und oft schon ist diese Liebe sein Verderben geworden. Sie trinten ihn ja alle so gerne die Goldgräber, und Jim will um kein Haar breit besser sein wie die übrigen.

Aus rohen Feldsteinen hatten wir uns einen kleinen Herd aufgebaut, und auf ihn setzte ich unser ganzes Kochgeschirr — eine Bratpfanne und einen Wasserkessel — und zündete ein lustig flackerndes Feuer an, um unser frugales Abendbrot zu bereiten. Die Kochkunst läßt dem Miner keinen großen Spielraum, und sein Küchenzettel ist von erschreckender Einförmigkeit. Ein Stück

gebratenes Fleisch, eine Tasse schwarzen Thee und ein Gebäck, das den stolzen Namen Brot führt, in Wahrheit aber ein Blendling zwischen Klößen und Pfannkuchen — ist das drei Mal am Tage und sieben Mal in der Woche, ist das nicht schrecklich einförmig? Während wir so um die letzten glimmenden Reste unseres Feuers saßen und den Rest unseres Thees schlürften, erzählte ich Jim die Posträubergeschichte, die ich heute früh da unten im Thale zugetragen und erwartete nun Aeußerungen des Unwillens über die frechen Räuber von ihm zu hören. Er aber suchte nur geringschäßig die Klößen und meinte, vor dieser dritten Klasse Räuber könne man gar keinen Respekt mehr haben. Braucht man drei Mann, um sechs Passagiere auszuplündern? „Zu meiner Zeit, zur Zeit, als es noch Helden in Californien gab, da war das ganz anders,“ fuhr er fort, „da nahm jeder Räuber, der etwas auf seine Reputation hielt, das Risiko allein auf seine Schultern, und fast immer schüchternen sie auch die ganze Reisegesellschaft so sehr ein, daß keiner Widerstand leistete und das Plünderungsgeschäft ruhig von statten gehen konnte. Nur höchst selten gab es Ausnahmefälle, wo der Räuber unterlag, wie es z. B. in dem Zusammentreffen geschah, das ich mit Prinz Carl —“ Da brach Jim plötzlich ab und suchte geschäftig nach seinem Pfeifenstummel, indem er bemerkt war, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben. „Welches Zusammentreffen hatte Du mit Prinz Carl, hm, Jim?“ Doch der Alte biß die Zähne fest zusammen, als wollte er den ganzen Abend keine Silbe mehr sprechen. Ich kannte das. So rebellig Jim für gewöhnlich war, so wortkarg wurde er, wenn es zu erzählen gab, wie bei einem Zwischenfall einer oder der andere in die Unterwelt geschickt worden war. Da mußte der goldfarbige Whisky die Zunge lösen, und diese Erfahrung sollte mich auch diesmal zum Ziele führen.

Aus dem Zwergsack holte ich die weitbauchige Flasche und hielt sie gegen die scheidende Abendsonne. „Willst Du erzählen, Jim?“ „Nur einen Schluß,“ rief er zärtlich werdend und streckte die Arme weit aus nach dem verheißenen Labetrunk. „Willst Du erzählen, Jim?“ fragte ich wiederholt, die Flasche weit von ihm abhaltend. „Alles will ich erzählen,“ gab er resignirt zur Antwort, „nur soltere mich nicht länger.“ Da reichte ich ihm den feurigen Trank und gluck, gluck, gluck! hörte ich ihn hinter seiner Halsbinde hinuntergleiten. „Schmeckt das köstlich!“ sagte er endlich, als er nach langem, langem Zuge ablegte und die Flasche bedächtig an seine Seite stellte. „Jetzt will ich auch erzählen,“ und nachdem er den Pfeifenstummel in Brand gesetzt, hob er an: „Im Anfang der fünfziger Jahre da waren die Posträuber an dieser Küste noch zahlreicher, noch kühner, verwegener wie jetzt, doch der kühnste der kühnen, der Verwegenste der Verwegenen, das war ein Californier von mexicanischer Abkunft, dessen wirklichen Namen ich zwar nie erfahren habe, der aber allgemein als Prinz Carl genannt und unter diesem Namen im ganzen Lande gefürchtet war. Bald hier, bald dort, bald in diesem, bald in jenem County machte er den Verkehr unsicher, und so eifrig die Sheriffs ihn verfolgten, so hohe Belohnungen auf seine Einlieferung ausgesetzt wurden, Prinz Carl war unsafahrbar, überall schlug er seinen Verfolgern ein Schnippchen. Nur das wußte man sicher, daß er nach jedem Raube gen Südkalifornien wanderte, unter die spanisch redende Bevölkerung, die ihn als einen Helden pries und feierte, und die ihn nie und nimmer an seine Verfolger verrathen haben würde. War die Beute beim Handango, an der Seite kofletter spanischer Mädchen verprast, dann schulterte er seine Büchse, steckte Revolver und Bowiemesser in den Gürtel und zog nordwärts in die Golddistrikte, um durch kühne Wagnisse neue Beute und auch neuen Ruhm zu erwerben. Da war es nun vor allem Yubacounty, dessen Poststraße er mit einer gewissen Vorliebe unsicher machte und zwar so energisch, daß Wells, Fargo & Co. sich manchmal genöthigt sahen, den Versandt von Werthgegenständen nach und von diesem County zeitweise ganz einzustellen. Ich befand mich in Yubacounty zu einer Zeit, wo ich wieder einmal ganz arm geworden war, und aus diesem Grunde fiel es auch nicht groß auf

unfruchtbaren Boden, als mir eines Tages der Superintendent von Wells, Fargo & Co. mit den Worten auf die Schulter klopfte: „Höre, Jim, ich habe Dich bei einer andern Gelegenheit als beherzten Mann kennen gelernt, wie wäre es, wenn Du uns Prinz Carl todt oder lebendig zur Stelle schafftest? Tausend Dollar lese ich als Preis, sie sind Dein, wenn Du den gefährtesten Menschen unschädlich machst. Ich überlege mir die Sache eine Minute, dann sagst Du: „Superintendent, machen Sie 1500 Dollar daraus und ich will mein Bestes thun.“ Unbedenklich sagte er es zu, und es war nun meine Sache zu überlegen, in welcher Weise ich ein Zusammentreffen mit meinem Gegner arrangiren konnte. In Yubacounty — dafür hatte ich meine sicheren Anzeichen — mußte er bald wieder aufstehen, und so beschloß ich denn mit der Postkutsche mehrmals durch dieses County zu fahren; die Gelegenheit mit Prinz Carl abzurechnen wird sich dann schon finden, dachte ich. Ueber mein Vorhaben selbst bewachte ich ein strenges Geheimniß, deshalb ließ ich mich auch stets als Passagier, der seine Passage bezahlt, einschreiben. Auch meine Bewaffnung war sehr einfach: ein Karabiner und ein Bowiemesser, denn ich vertraute mehr auf meine Stärke und Gewandtheit, als auf eine größere Anzahl Waffen.

„Eines Tages theilte mir ein Beamter von Wells, Fargo & Co. mit, daß eine besonders reiche Sendung Goldstaub nach dem Thal hinuntergeschafft werden sollte. Ich verstand diesen Wink. Ich stellte mich zur rechten Zeit ein, bezahlte meine Passage und besah mir nun zunächst meine Mitreisenden. Es waren sechs robuste, gebräunte Gestalten, bewaffnet bis an die Zähne, so daß sie mir das beste Vertrauen einflößten. Auch der Kutscher, der uns fahren sollte, hatte eine gewisse Berühmtheit erlangt, wegen seiner oft verzweifelten Versuche, den Händen der Räuber durch halbsbrecherische Fahrgeschwindigkeit zu entgehen. Aber der Schein trügt, so konnte ich in Betreff meiner Mitreisenden sagen, und als es zum Klappen kam, da verrieth auch der Kutscher mit all seiner Berühmtheit. Wir stiegen ein, ich zuerst, dann meine Gefährten, und wir alle waren ernst und schweigend, als ahnten wir die Ereignisse, die da kommen sollten. Der Kutscher, der an jenem Tage auch merkwürdig einsilbig war, schwang sich auf den Bod und trieb sein Biergepäck zu einer jener schwindelerregenden Fahrten an, wie man sie nur im californischen Gebirge mitmachen kann, denn wohl nirgends in der Welt finden sich diese geschickten aber oft auch strafbar tollkühnen Pferdeleuter noch ein zweites Mal.

„Unsere Fahrt ging glatt von statten, bis wir an eine Stelle gelangten, wo die Straße eine bedeutende Steigung zu überwinden hatte und die Pferde nur langsam die Höhe erklimmen konnten. Noch war der Kamm des Bergrückens nicht erreicht, als hinter einem Manzanitabusch ein mittelgroßer, schwarzhaariger, schwarzäugiger, schwarzbärtiger Mann hervortrat, mit drohend angelegter Büchse dem Kutscher ein donnerndes Galt zurief und ihm gebieterisch befahl, sofort vom Bode zu steigen und sich an die Hinterräder des Wagens zu stellen. Das war Prinz Carl; so hatte ich denn meinen Mann gefunden, und die nächste Minute mußte entscheiden, wer von uns beiden am Platz bleiben sollte. Der Kutscher erwichen am Hinterrad, wie ihm befohlen war, bleich und zitternd wie Espenlaub; es war vorbei mit seiner sprichwörtlich gewordenen Verwegenheit. Was werden meine Gefährten thun? Noch hatte ich diesen Gedanken nicht vollständig ausgedacht, da riß auch schon Prinz Carl die Thüre des Wagens auf und gab in scharfem harten Tone den Befehl, sämtliche Waffen abzulegen und auszustiegen, und meine Gefährten, die sechs Hünengestalten, thaten ganz so wie er es befahl. Sie legten ihre Revolver und Bowiemesser auf die Sitze nieder, stiegen aus und ließen sich von dem schwarzen Schurken noch zum Hohne in Reih und Glied zehn Schritte abwärts vom Wagen aufstellen. Da standen sie bleich und zitternd, bereit, geduldig jedes Schicksal entgegenzunehmen, das Prinz Carl über sie verhängen würde. Nun kam die Reihe an mich. Ich bin sonst beherzt, allein so wahr ich ein Sünder bin, die Knie schlotterten mir und die Beine versagten mir fast den Dienst, als ich aussteigen mußte, zum Kampfe auf Leben und

Tod mit dem gefährtesten Menschen in diesem Lande. Ich nahm meinen Karabiner in die Hand und hielt ihn auf den Rücken, denn ich hoffte ihn so den Blicken meines Gegners entziehen zu können. Das gelang mir auch, bis ich den einen Fuß schon auf dem Wagentritt hatte, dann aber bemerkte er meine Hinterlist und drohte mir sofort das Hirn auszubloien, wenn ich meine Waffe nicht ablegte. Doch ich ließ ihm hierzu keine Zeit; mit einem behenden tagenartigen Sprung schwang ich mich aus dem Behikel und zugleich um die Hinterräder herum. Zwei Kugeln pfliffen hart an mir vorbei, als ich mich unter den Wagen warf und nach den Vorderrädern kriechend, mich auf der andern Seite wieder aufrastete, um das Gepäck zu umkreisen, denn ich hoffte so Prinz Carl in den Rücken zu kommen. Aber unglücklicher Weise hatte sich der zur Befolgung nach dieser Seite gewandt, und so stand ich ihm denn für einen Moment Auge in Auge gegenüber. Aber nur für einen Augenblick, dann hatte ich auch schon, ehe ich es hindern konnte, eine Kugel in dem rechten Schulterknochen sitzen; ich trage heute noch die sichtbare Narbe davon. Herr Gott, war das Blei heiß; und groß wie ich bin, warf es mich den langen Weg auf den Erdboden. Das war zugleich meine Rettung, denn eine zweite Kugel sollte denselben Weg nehmen, verfehlte aber deswegen ihr Ziel. Es galt kein Besinnen und Zaudern. Schlangenartig wandte ich mich unter den Pferden durch, überall Deckung suchend, denn Prinz Carls Revolver ging wie eine Kaffeemühle, aber jeder der Schüsse, die er in höchster Erregung abfeuerte, verfehlte das Ziel. Ich hatte meinen Karabiner immer noch in der Hand und wollte nun unter dem Wagen emporspringen, um auch meinerseits einen Schuß abzugeben.

„Mit einem tigerartigen Sprunge wollte sich mein Gegner auf mich werfen und feuerte noch einen Schuß auf mich ab, aus solcher Nähe, daß mir sein Pulver den Bart verbrannte. Allein die Distanz war zu kurz; er konnte nicht mehr sicher zielen. Jetzt aber wendete sich das Blatt, nun war der Vortheil auf meiner Seite. Ich warf den Karabiner fort und packte Prinz Carl wie mit eisernen Klammern, indem ich ihm beide Arme fest an den Körper presste. Das that ich mit dem einen Arm, während ich mit dem anderen Arme seine Beine umspannte und ihn dann hoch in die Höhe hob, um den schwarzen Kopf jählings auf ein Hinterrad niederfallen zu lassen. Das gab einen Klang, just wie wenn ein irdener Kochtopf in Scherben geht — seine Teufelsseele war in der Unterwelt. Nun halfen mir auch endlich die sieben Helden, welche mich diesen Kampf allein hatten auskämpfen lassen, den Leichnam auf das Deck des Wagens ziehen, wo wir ihn mit Stricken festbanden. In hellem Galopp ging es so nach der nächsten Stadt, wo ich vor allen Dingen einen mächtigen Schlud Whisky nahm, denn es war mir doch ganz eigenthümlich geworden. Dann erst ließ ich mir die Kugel aus der Schulter ziehen und stellte mich den Beamten von Wells, Fargo & Co. vor, die mir die 1500 Dollar natürlich auf dem Brette auszählten. Aber noch eine andere Freude erwartete mich. Ich hörte, der Gouverneur von Californien habe inzwischen ebenfalls einen Preis von 2500 Dollar demjenigen zugesichert, der Prinz Carl todt oder lebend der Regierung auslieferte. Einmal im blutigen Handwerk, besann ich mich nicht lange, zog das Bowiemesser und schnitt den Kopf vom Kumpfe herunter, damit ich ihn in Spiritus aufbewahren und später in Sacramento an die Behörden gegen den offerirten Preis anshändigen konnte. Den kopflosen Leichnam aber habe ich einfach in eine alte Kalkgrube geworfen, waren es damals doch noch vernünftige Zeiten, wo man keinen gerichtlichen Scheerereien ausgezekt war, wie das leider heutzutage geschieht, wenn man einmal eine schwarze Seele in die Unterwelt schickt. Wozu auch? Prinz Carl war todt und keine gerichtliche Verhandlung hätte ihn mehr zum Leben zurückbringen können.“

Jim klopfte die Pfeife aus, setzte den alten lebensmüden Filzhut etwas mehr „auf Krakehl“ und meinte: „Solche Zeiten kommen nimmer wieder, das alte Californien ist dahin und mit ihm auch die Gelegenheit, etwas zu verdienen. Räuber, die man bewundern kann, und namentlich Posträuber Nr. Eins, gibt es überhaupt nicht mehr!“

Von D. W. Gerb.

Der Papst, der über ein Menschenalter die Gedanken der Welt in Spannung gehalten und noch einmal den großen Prinzipienkampf zwischen Staat und Kirche heraufbeschworen hat, ist nun in das Reich des Friedens eingegangen, so bald nach dem ersten König des neuen Italiens, seinem siegreichen Gegner. Dies dichte Nebeneinander hat etwas Tragisches. Und auch das ergreift uns Deutsche eigen genug, daß der andere Fürst, in dem der Papst seinen noch ärgeren Feind sah, weil er ein Keger in seinen Augen war, unser Kaiser der überlebende ist. Der Tod versöhnt, sagt man, aber der Tod rückt auch das Gegewärtige in das Licht und Gericht der Geschichte. Diesen Wahrspruch schon jetzt zu sprechen, ist nicht möglich und nicht uneres Amtes. Aber das dürfen wir sagen: Pius IX war ein Todfeind alles dessen, was den Deutschen der Gegenwart mit Stolz und Freude erfüllt. Wie je ein Papst des Mittelalters, grollte er dem Kaiser und dem Reich.

Za, der Gegensatz zwischen dem neuen deutschen Reich und der alten römischen Kirche ward immer schärfer, die Sprache der letzteren immer unverföhlicher. Ein Ueberbieten schien nach der letztjährigen Allocution des Papstes an die deutschen Pilger kaum denkbar, da das Wort der Kirche, das zugleich eine That war — der Bannstrahl eine rostige und gegen protestantische Fürsten unbrauchbare Waffe geworden ist. Solcher Inspiration der Gegenläge geht natürlich die Leidenschaft des Urtheils zur Seite, und es ist schwer, wenn nicht unmöglich, durch die trüben Wolken von Erbitterungen und Verstimmungen hindurch zur Wahrheit und Gerechtigkeit vorzudringen. Und wie zwischen den Prinzipien der heftigste Streit auf- und abwogt, so ist das nicht minder, ja vielleicht noch mehr den leitenden Personen gegenüber der Fall. Meinte das Oberhaupt der Kirche durch den Vergleich mit der barbarischen Gottesgeißel Attila die Venker des Reiches treffend zu charakterisiren, so lächelte man in Deutschland, und nicht bloß im protestantischen, über das geschmacklose Wort, aber man murkte auch über einen fafelnden Kreis, der sich den Unfehlbaren nannte. Unsere Aufgabe ist es nicht, diese Verbitterungen zu steigern, vielmehr mit Ruhe zu sehen, mit Gerechtigkeit zu urtheilen und vor allem den Personen die Schuld nicht aufzubürden, die in den Sachen, in den Grundsätzen, im System liegt.

Gewiß bildet Pius IX lange und inhaltschwere Regierung eine denkwürdige Epoche der Zeit- und Kirchengeschichte, aber doch war er nur der Vollstrecker eines übernommenen Vermächtnisses, der Thäter überlieferter Gedanken. Am Abend seines Lebens sah er zwei große Ergebnisse vor sich: den Verlust der weltlichen Papstherrschaft und eine scheinbare Einheit und Stärke der geistlichen Herrschaft, wie sie seit Jahrhunderten nicht bestanden. Der „Gefangene im Vatikan“, der angebliche Märtyrer, führte eine Sprache rüchsisioser Freiheit. Was einst ein römischer Dichter von der unverwüthlichen Lebenskraft des alten Römervolkes gerühmt hat: „Tauche es in die Tiefe, herrlicher wird es emporsteigen; kämpfe mit ihm, ruhmvoll wirft es nieder den unverletzten Sieger; durch Schaden, durch Morden, ja von dem Schwerte selbst gewinnt es neue Macht und neuen Muth,“ — fast scheint dies Wort auch auf die Widerstandskraft der römischen Kirche anwendbar. Wir wiederholen, der greise Papst, der neben unserm Kaiser und wie dieser im Mittelpunkt der Zeitgeschichte stand, war nicht der Erfinder der Ideen, die er vertrat. Ueberhaupt stehen zu seinem Wirken in seinem Verhältnis seine angeborenen Gaben, die von den Kundigsten nur für mittelmäßig gehalten wurden. Immerhin gibt sein persönliches Wesen und sein Lebensgeschick diesen Ideen besondere Färbung. Darum liegt es nahe, in einem Lebensbilde dieses schicksalvollen Mannes die Erklärung für so manche Vorgänge der Welt- und Kirchengeschichte unserer Tage zu suchen. Doch freilich müssen wir uns hier bei überreichem Stoff an kurzen und besonders charakteristischen Zügen genügen lassen.

Zu Sinigaglia, dem Sena Gallica der Alten, wo vor zweitausend Jahren Hannibals Bruder den römischen Waffen erlag, am adriatischen Meere in den Marken stand die Wiege des neunten Pius. Sein Vater war der Graf Hieronymus Mastai-Ferretti, der angesehenste Mann der kleinen Seestadt, dessen Familiengeschichte auf venetianischen Ursprung zurückwies. Die Kindheit hervorragender Männer ist in ihrer Art und ihrem Verlauf wie eine Weissagung auf die Zukunft des Manneslebens. Johannes Maria Mastai war unter vier Söhnen der jüngste, der auf die ohnehin mäßigen Glücksgüter der Eltern keinen Anspruch hatte. Der Soldatenstand oder die Priesterlaufbahn war seine natürliche Bestimmung. Sein Vater, ein einfacher fester Mann, übte geringeren Einfluß auf den Knaben von seltener Schönheit, als seine fromme Mutter, eine geborene Gräfin Solazzi, die seinen lieblichen Gedanken faunte, als ihren Benjamin dem Kirchengenossen zu weihen, die in seinem Vornamen schon diesen Beruf ausdrücken wollte. Vor allem war es die eifrigste Marienverehrung, zu der die Mutter ihr Kind erzog. Der Eifer für die Ehren der Kirche wurde früh belebt und entzündet durch die Leiden, welche die gleichzeitigen Päpste Pius VI und Pius VII von dem revolutionären Frankreich und von Bonaparte zu erdulden hatten.

Seine Jugendbildung erhielt der Knabe im Collegium der Piastisten zu Volterra in Tuscan, wo er vom Jahre 1802 bis 1808 in den alten Sprachen, in Geographie und Geschichte, in Mathematik und Naturwissenschaft, in Philosophie und Religionslehre unterrichtet wurde. Seine Führung, seine Fortschritte werden gerühmt, aber ein böser Feind wird immer mehr Herr über sein leibliches Leben, die Fallucht. Man schrieb das erste Auftreten der dämonischen Krankheit einem Unfall in den Knabenjahren zu, wo der junge Mastai beinahe in einem Weiher ertrunken wäre. Diese Krankheit wurde bestimmend für sein Lebensgeschick. Er trat 1809 durch Ertheilung der ersten Tonsur in die Reihe der Kleriker. Wenn ein Conte in den Kirchendienst tritt, so hat er große Dinge vor; hohe Erwartungen, Ausichten und Absichten knüpfen sich an diesen Schritt. Die Folgejahre verbrachte der sieche Jüngling in der stillen Zurückgezogenheit seines Hauses. Als aber Pius VII kurz vor dem Sturze Napoleons aus seinem Exil in Frankreich nach Rom heimkehrte, war auch der junge Graf Mastai in seinem Gefolge. Zum ersten Mal sah dieser die ewige Roma mit ihren noch lebenden Erinnerungen aus der alten und der christlichen Welt. Er durchzog betend und feierend die Hauptkirchen der Weltstadt und blieb dann im Hause eines Oheims, um sich durch das Hören von Vorlesungen am Collegium Romanum auf den Priesterstand vorzubereiten. Die Wissenschaften waren nicht sein Feld und er ist hier nie über oberflächliche Kenntnisse hinausgekommen; Mängel und Schäden, die aller Glanz seines späteren Wirkens nicht verhüllen konnte. Natur und Neigung in ihm gingen auf praktisches Wirken. Er trat zugleich als Lehrer in das Waisenhaus von Tatagiobanni, der Schöpfung eines schlichten Maurers, Johannes Borgi. In dieser kleinen, aber arbeitsvollen Welt übte er seine Kräfte. Aber gerade mitten in diesem Schaffen regten sich Zweifel über seine Bestimmung. Man sagt, eine tiefe Jugendliebe habe ihn an seinem geistlichen Berufe irre gemacht. Er wollte in die päpstliche Noblegarde eintreten. Aber der blasse Jüngling wird zurückgewiesen; bald darauf findet man ihn unter heftigen epileptischen Zuckungen auf der Straße liegen. Papst Pius VII selbst redete ihm Muth und Hoffnung ein und wies ihn an die Gnadenmutter von Loreto. Fast zwei Monate verbrachte er dort in geistlichen Uebungen, sich dem Dienste der Kirche gesehend, wenn die heilige Jungfrau ihm den Bann des Siedthums abnahm. So geschah es oder so wurde es geglaubt. Mastai war nun von 1817, nachdem er die vier niederen Weihen erhalten hatte, sechs Jahre lang als Rikleiter des Waisenhauses thätig und zugleich mit dem Abschluß seiner



Papst Pius IX, den Segen ertheilend. Originalzeichnung von H. Merté.

*Deus Vos benediciat et illuminet corda
vestra et intelligen: vestras*

Die 14. Martii 1875.

Pius IX.

(Der Herr segne Euch und erleuchte Euer Herzen und Euer Erkenntniß.
14. März 1875. Pius IX.)

Studien beschäftigt, vor allen unter der Führung des berühmten Abbate Joseph Graziosi, der ihm in der Wissenschaft und allen Tugenden ein Vorbild wurde. Der junge Waisenwaise wurde Ende 1818 Subdiakon. Das Jahr darauf erhielt er die Priesterweihe und las am Ostermontag 1819 seine erste heilige Messe. In jenen Jahren gewann auf den Grafen einen nachhaltigen Einfluß der junge Prälat Prinz Karl Odescalchi, der später als Kardinal den Purpur ablegte, um in die Gesellschaft Jesu als schlichter Noviz einzutreten. Er vor allem hat dem jüngeren Freunde die frühe Vorliebe für die Jesuiten eingeplant.

Ein größerer Wirkungskreis, reich an Romantik und Mysterium, öffnete sich dem Grafen. Er wurde mit einem apostolischen Delegaten nach dem Freistaate Chili und den südamerikanischen Nachbarstaaten entsandt, um dort nach Vorsehung dieser Lande von spanischer Herrschaft die kirchliche Ordnung zu wahren und neu zu gründen. Ueber Genua, Teneriffa und St. Helena ging die Fahrt nach Rio de Janeiro und Buenos Ayres und von da zu Lande durch die Sumpfebenen der Pampas und die Andespässe nach St. Jago, der Hauptstadt von Chili. Die Mission blieb erfolglos, aber der junge Auditor hatte einen Blick gethan in die Weltstellung seiner Kirche und die Aufgaben, die deren Leitern daraus erwuchsen. Nach Rom heimgelehrt, trat Mastai an die Spitze des großen aus sechs Anstalten bestehenden Hospizes San Michele, dessen Verwaltung er mit kräftiger Hand reformirte. Hier war eine Schule für Regententugenden. Schon nach zwei Jahren sah der bewährte Gehandene auf dem Bischofsstuhle von Spoleto, bald mit dem Titel eines Erzbischofs. Es kam die Zeit der Aufstände, wo österreichische Truppen die Ordnung wieder aufrichteten und der Bischof durch Milde und Klugheit die Herzen gewann und ein volkstümlicher Name ward. Ende 1832 ernannte ihn Papst Gregor XVI zum Bischof von Imola in der Romagna. Auch hierhin folgten ihm die Gefahren und Demüthigungen der Revolution. Jahre vergingen in der Leitung des Bisthums. Er verstand auch, das geistliche Leben des Aleras wie des Volkes anzuspinnen und zu heben. Es geschah durch die Handhabung scharferer Zucht, durch die Einführung geistlicher Disziplinen, Volksmissionen und Gebetszeiten, durch die Gründung von Wohltätigkeitsanstalten, Orden und Bruderschaften, durch den Eifer für die Jugendverziehung. Wir kennen den Apparat, den die römische Kirche oft so meisterhaft und so erfolgreich in Bewegung zu setzen versteht. Spät erst (Ende 1840) wurde der Bischof zum Kardinal ernannt, wahrscheinlich jetzt erst, weil seine politische Milde dem strengen päpstlichen Regimente unthunlich gewesen war. Am 1. Juni 1846 entschlief Papst Gregor XVI. Als die Kardinalen im Conclave zur Papstwahl zusammentraten, wurden manche Namen genannt, von keiner Seite anfangs der Mastais. Und doch traf ihn die Wahl. Das Conclave hatte 48 Stunden gedauert und war sonach eines der kürzesten in den letzten dreihundert Jahren. Es war der Erzbischof von Ravenna, Kardinal Fallonieri, an den viele Wähler gedacht hatten, der aber mit Nachdruck ablehnte und auf Mastai als den würdigeren hinarbeitete. Im vierten Wahlgang erhielt dieser das erforderliche Zweidrittel der Stimmen. Er selbst als Stimmenjammler hatte die Zettel zu verlesen; überwältigt von der Größe des Augenblicks vermochte er längere Zeit nicht weiter zu lesen. Endlich rief der älteste Kardinaldiakon: „Habemus pontificem!“ (Wir haben einen Papst.) Am Altar der Wahlkapelle hatte sich Mastai betend niedergeworfen und antwortete auf die Frage des ältesten Kardinals, ob er annehme, mit fester Stimme: „Accepto!“ (Ich nehme an.) An die Stelle des purpurnen Kardinalsgewandes trat nun alsbald die weißwollene Soutane und dazu die purpurnen, mit goldgesticktem Kreuz geschmückten Pantoffeln, die weiße golddurchwirkte Mitra und der Fächer als Zeichen kirchlicher Herrschaft. In Erinnerung an Pius VII, seinen Vorgänger in Imola und das Vorbild seiner Jugend, nannte er sich den neunten Pius.

Es folgte die glänzende Krönungsfeier, wo sich geistliche und weltliche Pracht zu einzigartigen Festen mischte; — die Scene die ewige Stadt mit dem Hintergrund altklassischer und

kirchlicher Größe, mit ihren Niesentempeln und Pläzen und dem angeborenen Geschick der Römer für solche Prachtstücke. Dieser Jubel steigerte sich durch die erste Regierungshandlung des neuen Papstes, die Amnestie politischer Verurtheilter. Man erkannte in Rom, was man vorher schon geahnt hatte, daß eine neue mildere Richtung heraufzog. Unter Gregor XVI, dessen rechte Hand Lambruschini war, hatte das engherzigste System geherrscht, durch österreichische Bajonette, Kerker und Verfolgungen künstlich gestützt. Keine Zeitung als die amtliche und wenige auswärtige durften im Kirchenstaate gehalten und gelesen werden. Und dieser dunke dumpfe Geist herrschte, von Rom ausgehend und sanktionirt, fast in allen Staaten Italiens. Nun schien eine neue Aera anzubrechen. Auch sonst wurden von der menschenfreundlichen Art des Papstes viele Tugenden erzählt, die ihm die Herzen gewannen, und wo er sich zeigte in Rom, ward er mit immer neuem, oft fast tollem Jubel begrüßt. Aber dem grellen Lichte folgten bald düstere Schatten. Der Papst glaubte allmählich an die ausreichende Macht seiner Popularität, an den Zauber seiner Persönlichkeit, um den Versuch wagen zu können, seinem Volke schrittweise KonzeSSIONen zu machen, bei denen, wie er hoffte, es sich beruhigen würde. So wurde ein Ministerrath eingesetzt, die Bürgerwehr bewilligt, fremde Journale zugelassen, eine freisinnige Municipalverfassung eingeführt, eine beratende Volksvertretung, die Staatskonfulta eingesetzt. Alle diese Reformen steigerten das Durchsicheln über den liberalen Papst, der es liebte, sich durch immer neue öffentliche Feste und Auszüge huldigen zu lassen. Aber wenn das römische Volk auf dem Niesenplatz von St. Peter in die Knie sank und der vergötterte Papst „urbi et orbi“ (der Stadt und dem Erdkreis) den Segen spendend die Hände darüber breitete, ließen sich Tausende segnen, die in jenen Bewilligungen keineswegs die Endziele ihrer politischen Wünsche, sondern nur Abschlagszahlungen hinnahmen. „Zung-Italien“, von dem Agitator Joseph Mazzini inspirirt und geleitet, wollte die Einheit der Halbinsel und zuletzt die Republik.

Aber auch die Gemäßigten begehrten jenes erste nationale Ziel und ein konstitutionelles Königthum. Wenn Pio nono wie im Triumphzug durch die Straßen zog, mischten sich schon ein Jahr nach seinem Regierungsantritt in die Suvivas ganz andere unheimliche Rufe, wie „fort mit den Priestern aus der Regierung!“ und bei Illuminationen sah man auch die Bilder von Gioberti und Ganganelli, der Feinde der Jesuiten. Die Gährung der Geister in Italien war natürlich nur ein Glied in der elektrischen Kette jener Gährungen, die Ende 1847 und Anfang 1848 einen großen Theil Europas durchzogen. Das römische Volk wurde vor allem bearbeitet durch den Bürger Angelo Brunetti, der, seines Zeichens Fuhrmann, Geschäftler und Schenkwirth, seit lange Mitglied des Geheimbundes der Carbonari, eine so volkstümliche Beredsamkeit besaß — und man weiß, was zündende Worte dem Italiener bedeuten — daß man ihn Ciceroacchio, d. h. den kleinen Cicero nannte. Dieser Mann wußte die Massen durch täglich sich wiederholende öffentliche Kundgebungen in steter Erregung zu erhalten. Man wollte den Papst fortbringen auf der abschüssigen Bahn der Neuerungen, ja Mazzini selbst schrieb an ihn, er solle sich seiner Partei und der Revolution anvertrauen zur Hebung und Rettung des Vaterlandes.

Aber der Höhepunkt war auch der Wendepunkt in der päpstlichen Volksbeliebtheit, dem „Fossianah!“ folgte das „Kreuzige!“ Pius konnte es nicht hindern, daß im März des Sturmjahres 12,000 Römer an die Grenze des Kirchenstaates eilten, um dieselbe gegen Einmärsche der Oesterreicher von der Lombardei aus zu schützen. Aber der General Durando überschritt seine Ordre und rückte in das Venetianische ein. Allerdings protestirte der Papst gegen den eigenmächtigen Schritt, aber der Protest zeigte doch nur, daß er nicht mehr Herr war im eigenen Hause. Mit einem Schlage war seine Popularität verloren, und den man kurz zuvor als den „Engel des Friedens“, als die „Bonne des Menschengeschlechts“ in den Himmel erhoben hatte, hieß jetzt „Feind Italiens und Verräther des Vaterlandes“.

Das neue Laienministerium, dessen Seele der Graf Ma-

miani war, und die neuen Kammern ließen dem Papst keinen Willen mehr. Und als Graf Rossi leitender Minister wurde und wieder einklenkte in konservativere Bahnen, fiel er durch menschlichen Dolchstoß im Sitzungsgedäude des Unterhauses. Dem Papste sollten die „Grundforderungen des Volksvereins“ dann abgetrogt werden: Verhinderung des Prinzips der italienischen Nationalität, Berufung eines konstituierenden Parlamentes, Durchführung des Befreiungskrieges, ein demokratisches Ministerium. Der Quirinal sollte gestürzt werden, die Hand voll Schweizergardien vermochten auf die Dauer nicht zu widerstehen; Pius, willen- und rathlos, gab nach, er hatte thatsächlich aufgehört, weltlicher Herr zu sein. Die Flucht aus Rom war die einzige Rettung. Sie gelang besser als weiland Ludwigs XVI Flucht in ähnlicher Lage. Der Botschafter des republikanischen Frankreich, Herzog Harcourt und der bairische Gesandte Graf Spaur und dessen Gemahlin retteten den verkleideten Papst ins Neapolitanische. König Ferdinand II wies dem Flüchtling das Schloß von Gaeta als Asyl an. In diesem Erdemwinkel reiften die größten Pläne des Papstes und des Papstthums. Zwar war Pius auch auf die Heimkehr nach Rom und die Mittel und Wege der Wiederherstellung seiner weltlichen Macht bedacht. Der Krater der Revolution sollte in sich selbst verfohlen, und die Ordnungsfürer von außen Sicherheit gewähren, bevor er seinen Thron wieder dort aufschlug. Aber ungleich lebendiger füllten seinen Geist die kirchlichen Weltpläne. Bis dahin hatte er mehr den weltlichen Fürsten hervorgekehrt, jetzt, nachdem er die innere Gebrechlichkeit dieser Mächte seiner Stellung erfahren hatte, richtete er den Blick auf das Ganze der katholischen Welt. Auf geistigem Gebiete wollte er zurück erobern, was er an Macht und Einfluß auf dem politischen eingebüßt hatte. Dort, in dem kleinen Gaeta keimte der Gedanke, das Dogma von der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau kirchlich festzustellen; dort schon wurde an ein allgemeines Konzil gedacht; dort endlich wurden die Fäden angeknüpft, die zu jener sichtbaren Hebung des kirchlichen Bewußtseins in den altkatholischen, zu jener kräftigen Propaganda in protestantischen Ländern wie England, den Niederlanden, Deutschland sich fortspannen. Auf die Ausspannung und Verdichtung dieses Reges läßt sich hier nicht eingehen; aber die römische Kirche bewies aufs neue den alten Satz, daß unter dem Druck von außen ihre innere Lebenskraft um so nachhaltiger sich entfaltet. Um den Flüchtling von Gaeta sammelten sich die Gesandten der europäischen Mächte beim päpstlichen Stuhl, bald auch die Kardinalre der Kirche. Protest folgte auf Protest gegen die inzwischen improvisirte römische Republik, zu deren Triumvirat sogar ein Mazzini gehörte. Aber das papstlose Rom war nicht Rom mehr. Verlassen von seinem Adel, verdrängt von Fremden lag es darnieder, bis die Franzosen unter Dubinot die Stadt nahmen, während Oesterreicher und Spanier den übrigen Kirchenstaat besetzten. Erst im April 1850 lehrte Pius in seine Hauptstadt zurück, aber nicht mehr im Quirinal, den ihm die Schreden der Revolution verleidet hatten, sondern im Nischenpalast des Vatikan, dicht am St. Petersdome, schlug er nun seinen Sitz auf und blieb dort bis auf den heutigen Tag. Die Reaktion folgte der Revolution, wie überall so auch im Kirchenstaate. Aber die gemäßigten und geschichtlich notwendigen Ideen von 1848 waren nicht zu tödten, die nationale und die freiheitliche. Und während sich hier die Geschichte Schritt um Schritt erfüllte, während Garibaldi, der alte Revolutionär, dienstbar doch höheren und reineren Zwecken, die Karte Italiens aufrollt und Graf Cavour, der große Minister, die Seele der nationalen Politik wird, dehnen sich die Ideen des Papstthums, denen der irdische Boden unter den Füßen schwindet, kirchlich ins Ungemessene aus. Drei Akte hoben das Papstthum zu schwindelnder Höhe, die den Freunden die Verwirklichung der höchsten Ideen, den Gegnern die Karrikatur eines Grundirrtums, der Anfang des Endes dünkt. Es ist das Dogma von der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau (vom 8. Dezember 1854), vorbereitet durch Gutachten der Kardinalre und Theologen, verkündet vor fast 200 Bischöfen; die Syllabus-Encyclica (genau zehn Jahre später), worin dem herrschenden Zeitgeist in achtzig

Kammern der Krieg der Kirche erklärt wird, um von diesem archimedischen Punkt aus die moderne Welt aus den Angeln zu heben; endlich das große vatikanische Konzil mit dem Ergebnis der Kirchenlehre von der Unfehlbarkeit des Papstes. Solche Erfolge waren nur möglich durch das straffe Anziehen der Zügel, durch die fast willenlose Unterwerfung der nationalen Episcopate unter den päpstlichen Stuhl, der niederen Geistlichkeit unter die Diöcesanbischöfe, durch die eifrigen Agitation der Jesuiten, durch die Energie des ersten päpstlichen Rathgebers, des nun verstorbenen Kardinals Giacomo Antonelli, der dem weicher geformten Oberhirten seinen energischen Willen einhauchte.

Der deutsche Krieg von 1866 wirkte auch auf die Lage des Papstes und des Kirchenstaates zurück. Die Franzosen ließen Rom in Stich, und ein kleines Heer von 12,000 Mann, aus katholischen Freiwilligen aller Länder bunt zusammengekehrt, hatte die dornige Aufgabe, die ewige Stadt und den Rest des Kirchenstaates zu schützen. Bei Mentana (3. Nov. 1867) schlug es sich siegreich, aber die Ereignisse von 1870 fügten Rom selbst als Schlüsselstein und Hauptstadt dem Königreich Italien ein. Hier rücken dicht zusammen der Fall der weltlichen Herrschaft und die größte Manifestation der kirchlichen Macht. Am 17. Juli 1870 ging die französische Kriegserklärung nach Berlin, deren Rückschlag auf Italien und Rom bald sichtbar werden sollte. Am 18. Juli erklärte das vatikanische Konzil das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes. Pius hatte erkannt, daß bei der ungewöhnlichen Einmüthigkeit und Abhängigkeit des Episcopats eine allgemeine Kirchenversammlung das sicherste Mittel sei, den Oberhirten mit neuem Glorienschein zu umgeben, und durch den Satz der Unfehlbarkeit das Höchste wagen, auch das höchste Ziel zu erreichen. Als der Papst 1854 eine Kirchenversammlung berufen hatte, waren dem Rufe 200 Bischöfe gefolgt, 1862 über 300, 1867 ungefähr 500, jetzt erschienen von den 1044 Häuptern der katholischen Kirche über 700.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier ein historisches Bild des Vatikanums zu entwerfen oder aufs neue die Kritik zu üben, die es so sehr und nicht bloß von protestantischer Seite herausfordert. Aber es war eine Krisis der Kirche, als an jenem verhängnißvollen 18. Juli jenes verhängnißvolle Dogma verkündet wurde. Katholische Federn haben nicht veräuert, des starken Gewitters zu gedenken — ein Phänomen, das in jener Jahreszeit zu den äußersten Seltenheiten in Rom gehört — welches während der Abstimmung blühend und donnernd und die Nischenräume von St. Peters Dom in nächtliches Dunkel einhüllend, über der Versammlung lag. Sie erinnerten an die Naturerscheinungen bei der Gesetzgebung auf Sinai. Wir könnten eine andere Symbolik in diesen Zeichen der Natur lesen.

Der unfehlbare Papst war bald ein Fürst ohne Land. Nach den ersten Siegen der deutschen Waffen über den französischen Imperator rückten die Italiener über die Grenzen des sich selbst überlassenen Kirchenstaates. Am 20. September 1870 begann die Beschießung der ewigen Stadt, und alsbald zogen die Sieger durch die Bresche an der Porta Pia ein. Die beliebt gewordene Form des „Nebisizits“ gab der Eroberung den Schein des Rechts. Das neu erstandene Italien hatte dem Reste des Mittelalters, dem Kirchenstaate, dieser wunderlichen politischen Anomalie — doch wohl für immer — ein Ende gemacht. Pius IX aber war seitdem der „Gefangene im Vatikan“. Seine Regierung bleibt unter allen Umständen eine große Epoche in der Geschichte der römischen Kirche. Und er hatte erlebt, was kein Papst vor ihm erlebte, er hatte über ein Vierteljahrhundert (16. Juni 1871) die dreifache Krone getragen — wieder Anlaß zu einem Nischenfest, wie sie der Kirchenfürst liebte und so trefflich in Scene zu setzen wußte. Nach der Legende hat nur der Apostelfürst Petrus 25 Jahre den Bischofsstuhl zu Rom inne gehabt, seit ihm erst Pius IX wieder — ein neuer Glorienschein um sein greises Haupt und wie ein Gnadenwunder in den Augen des gläubigen Volkes.

Italien zunächst, das abgefallene, mochte ihm als der verlorenen Sohn erscheinen; aber vor allem doch kehrte er seinen Groll gegen das neuerstandene deutsche Reich und seinen pro-

testamentlichen Kaiser, der es, der Pflicht der Selbsterhaltung folgend, abzehrte, jenseits der Alpen das niederreißen zu helfen, was er diesseits gegründet hatte, den nationalen Staat. Wir wissen es, der „Kulturkampf“ ist nur Abwehr und Nothwehr der Angriffe Roms, das so gern das neue Reich, unseren Stolz und unsere Freude, untergraben und zu Falle bringen möchte. Allein der Geist der Nationen ist erwacht und wird wachsam

bleiben. Aber diese Mittel reichen allein nicht aus; auch deutsche Bildung und Wissenschaft, so sehr sie in Reich und Glied wirksam sind, reichen nicht aus. Es muß die religiöse Widerstandskraft, die von dem „Wortkeim“ weis, das jenen stolzen Bau „fällen“ kann, hinzutreten; der Protestantismus muß sich aufs neue darauf besinnen, daß seine positive Ergänzung die evangelische Kirche ist.

Am Familientische.

Die Quintessenz des Sozialismus und ihre Kritik.

Unter dem Titel die „Quintessenz des Sozialismus“ hat Herr Dr. Schäffle ein Büchlein ausgeben lassen (bei Perthes in Gotha), das in kurzer Zeit fünf starke Abdrücke erlebt und eine große Verbreitung gefunden hat. Herr Dr. Schäffle geht darin mit der Sozialdemokratie um, wie ein kluger Mann mit seiner dummen Frau. Schwätzt diese in den Tag hinein und bringt ungereimtes Zeug vor, so bemerkt jener wohl: Das, was Du sagst, liebes Kind, meinst Du ja nicht — das wäre ja unsinnig — Du meinst mithin das und das. Und nun folgt etwas ganz anderes, vielleicht das Gegenteil. Frau Sozialdemokratie z. B. will den Privatbesitz ganz und vollständig aufgehoben haben und spricht das bei jeder Gelegenheit aus. Wenn du das wolltest, bemerkt der Herr Doktor darauf, so müßtest du ja als Todfeind jeder Freiheit, jeder Gerechtigkeit, alles materiellen und idealen Wohlbestehens angesehen werden (S. 25), das kann daher (?) deine Absicht nicht sein, „diese Auffassung ist möglicherweise doch nur Weiwert“. Du willst damit nur sagen, daß du das Privateigentum an den Produktionsmitteln negierst und es durch Kollektivbesitz ersetzt wissen willst, während es durchaus nicht in deiner Absicht liegt, dem Privateigentum an und für sich, ja selbst dem Erbrecht auf den Leib zu gehen.

Im Lichte dieser Methode erscheint denn auch glücklich die neueste, durchaus von verneinenden Ideen beherrschte sozialdemokratische Bewegung wie eine verhältnismäßig harmlose Angelegenheit, ohne Zweifel wirtschaftlicher Natur, in erster Linie eine „Ragenfrage“ (S. 2).

Ich habe in meinem Leben viel Doktrinäres gelesen, aber das Schäffle'sche Büchlein hat in dieser Beziehung den Vogel abgeschossen. Es ist, als ob der Verfasser nie mit lebendigen Menschen zu thun gehabt hätte, als ob es nur darauf ankäme, den Menschen in die richtigen Verhältnisse zu stellen und ihm klar zu machen, was in seinem Interesse liegt, um ihn zu veranlassen, auch richtig und seinem Interesse gemäß zu handeln. Von der Erkenntnis, daß der Käufer kauft, obgleich er sehr wohl weiß, daß er sich dadurch zu Grunde richtet; daß der Verschwenker sein Gut und Gut verschwendet, obwohl es ihm nicht unbekannt ist, daß er dadurch gegen sein Interesse handelt; daß der Dieb stiehlt, obwohl er darüber nicht in Zweifel ist, daß dieser Weg schließlich ins Ruchthaus führt — von dieser Erkenntnis, von der Erkenntnis der Sünde, findet sich keine Spur.

Unter diesen Umständen empfindet man es von vornherein höchst angenehm, wenn man auf dem Titelblatt sieht, daß die „Kritik der Quintessenz des Sozialismus“ (Vielefeld und Leipzig, Verlag von K. Klotz) von einem praktischen Staatsmann herrührt. Die Broschüre hält denn auch, was der Titel verspricht. Während Herr Dr. Schäffle die Forderungen der Sozialdemokratie frei aus dem Marzischen „Kapital“ herausdemonstrirt und auch sie — wie wir sahen — noch in seiner Weise fertigigt, hält sich unser praktischer Staatsmann eben an die Sozialdemagogie wie sie ist, nicht wie sie sein könnte. Er betont sehr richtig, daß es sich hier nicht um volkswirtschaftliche Probleme, sondern um suchtelose verneinende Tendenzen handelt, daß nicht nur unsere ökonomischen Verhältnisse, sondern unser gesamtes Dasein, unser Fühlen und Denken selbst von Grund aus umgestaltet werden sollen. Vortrefflich ist auch, was der Verfasser über die Stellung des Sozialismus zur Religion und Kirche sagt. Hier trifft er des Uebels Wurzel, wenn er den Wahnsinn geißelt, der sich einbildet, für die höheren Klassen Atheismus und Materialismus beibehalten zu können, während das Volk beim Glauben der Väter erhalten werden soll, eine Vorstellung so rüchlos und dumm, daß man nicht ohne Schamgefühl an ihre Träger denken kann. Wie gesagt, dieser Punkt ist vorzüglich ausgeführt. Sehr übertrieben erscheint mir dagegen der Abschnitt, der von der Ehe und der Familie handelt. Wenn der Verfasser fragt: Haben die oberen und mittleren Volksklassen in der That ein Recht, die unteren auf diesem Gebiete einer größeren Frivolität anzuliegen? so antwortet ich darauf mit einem lauten „Ja“. Die Ehe ist in Deutschland, in den oberen und mittleren Schichten trotz alledem und alledem als Regel durchaus intakt. Meine Bekannten sind zerstreut über ganz Deutschland, sie leben in den verschiedensten Verhältnissen und ich kenne nicht eine einzige unglückliche Ehe. Das ist die Erfahrung eines einzelnen Mannes — zugegeben, aber es ist eine Thatsache und ich zweifle nicht daran, daß es so manchem Leser dieser Zeilen gehen wird wie mir. Ich gehöre wahrhaftig nicht zu den blinden Verehrern Deutschlands, aber in diesem Punkte, in dem Kapitel, das von der Reinheit, der Innigkeit der Ehe handelt, ist es groß, ist es unübertroffen. Es sei überhaupt nicht verschwiegen, daß es mir scheint, als ob der praktische Staatsmann geneigt sei, der Sozialdemagogie mehr innere Berechtigung zuzugestehen, als ihr gebührt. Hauptsächlich rechtfertigt die positive Behandlung der Frage, die uns als Fortsetzung in Aussicht gestellt wird und der man mit Spannung entgegen sieht, diese Befürchtung nicht.

Z. H. P.

Herausgeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klotz in Leipzig. Verlag der Dasein-Expedition (Perthes & Klotz) in Leipzig. Druck von H. S. Veitner in Leipzig.

Die katholische Presse im deutschen Reich.

Im Verlage von Leo Werl erscheint seit einigen Jahren eine Publikation, welche ebenso interessant als belehrend ist. Im Jahre 1875 gab nämlich die genannte Verlagshandlung unter dem Namen „die katholische Presse“ eine Statistik der katholischen periodischen Presse in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz heraus, die in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebte. Das Unternehmen fand so viel Anklang, daß es schon 1877 zu: „Die katholische Presse in Europa“ erweitert werden konnte und heuer als „Weltanschauung über die katholische Presse“ erschienen ist.

Das in durchaus anständigem Tone gehaltene Buch — es muß diese Thatsache ja neuerdings bei katholischen Publikationen leider besonders hervorgehoben werden — sieht auf dem ultramontanen Standpunkt und beleuchtet von diesem aus jede einzelne Zeitung. Wenn nun auch die darin enthaltenen Angaben über die Auflage der einzelnen Blätter der Natur der Sache nach nur sogenannte „runde“ Zahlen repräsentiren und meist übertrieben sein werden, so werden sie bei der Sorgfalt, die dem Unternehmen seitens der Herausgeber offenbar zugewendet wurde und bei der trefflichen Disziplinirung dieser Kreise doch im Großen und Ganzen zutreffen.

Es erscheinen, nach meiner Quelle*), im deutschen Reich im Ganzen 267 katholische Zeitungen, von denen 10 in polnischer, 1 in französischer, die übrigen in deutscher Sprache veröffentlicht werden. Diese 267 Blätter setzen 974,837 Exemplare ab, von denen 422,007 auf Preußen, 384,620 auf Bayern kommen. Von diesen Zeitungen sind 42 Monatschriften, 67 Wochenchriften, während 50 sechsmal wöchentlich und öfter, 76 zwischen 2- und 4mal wöchentlich erscheinen. Rechnet man dazu diejenigen, von denen nähere Angaben fehlen und einige in Oesterreich und der Schweiz erscheinende Blätter (wie z. B. die in 80,000 Exemplaren verbreitete „Aile und neue Welt“), so sieht man, was für eine Flut von katholischen Zeitungen die katholischen Verbandsorgane überflutet.

Uebrigens sind auch hier die eigentlich tonangebenden Blätter nicht gerade die verbreitetsten. So hat z. B. die Kölnische Volkszeitung nur 8500, die Germania gar nur 7025 Abonnenten, während doch sonst 20 Blätter mit mehr als 10,000 Abonnenten angeführt werden.

*) Die übrigens bei einer Anzahl von Zeitungen nicht angegeben konnte, wie oft sie erscheinen und wie stark ihre Auflage ist.

Medaillonkalender.

In Sachen des Medaillonkalenders geht uns folgende Zuschrift zu: Zu der in Nr. 18 des Dasein auf Seite 296 enthaltenen Mittheilung über einen französischen Medaillonkalender aus dem Jahre 1778, erlaube ich mir die Bemerkung, daß derartige geprägte Kalender schon früher bekannt gewesen sind. Ich bin im Besitz eines solchen Almanachs für das Jahr 1745 in englischer Sprache, welcher in heller Bronze häufig angeführt ist und die Leberchrift „AN ALMANACK For the Year. 1745“ führt. Die Einrichtung desselben ist der des französischen, wie im Dasein beschrieben, fast ganz gleich, auch die Größe 4 cm. im Durchmesser, so daß augenscheinlich der englische Kalender als Vorbild gedient hat. Zur Vorderseite des mir vorliegenden Kalenders von 1745 ist zu bemerken, daß der Erfinder oder der Graveur die vier letzten frei bleibenden kleinen Felder des Datumanzeigers dazu benutz hat, um sich mittelst der Bezeichnung „T. Turner fec.“ bekannt zu machen. Die Rückseite enthält neben den Zeichen für die Voll- und Neumonde wie auf dem Kalender von 1778 kleine Punkte, die sich, abweichend von letzterem, nur rechts, bald oben, bald unten befinden. Die Erklärung über die Bedeutung dieser Punkte, welche auf Seite 296 des Dasein als kleine Kreise dargestellt sind, bleibt der Herr Erfinder H. uns schuldig. Ich habe die auf dem englischen Kalender für 1745 befindlichen Punkte für eine Angabe darüber gehalten, daß der Eintritt des Voll- bzw. Neumondes vor- oder nachmittags erfolgte. Bei dieser Annahme würde aber noch unklar bleiben, was die auf dem französischen Kalender befindlichen einzelnen Kreise zur Linken der Mondzeichen zu bedeuten haben.

Altona, den 4. Februar 1878.

Z. H. Reimer.

Inhalt: Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Theodor Fontane. — Schwarzwälder Geburtstagsfäden. Originalzeichnung von Sondermann. — Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850. II. Abtheilung. VII. VIII. — Ein Postträger. Aus den Erinnerungen eines deutschen Gaskörpers. — Rio nono. Von D. W. Herbst. Mit Illustration und Autograph des Papstes. — Am Familientische: Die Quintessenz des Sozialismus und ihre Kritik. — Die katholische Presse im deutschen Reich. — Medaillonkalender.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Papst Pius IX.

Nach einer Photographie von Adolph Braun & Co. in Dornach.

(Vergl. das Bild im Hauptblatte S. 341.)

Als die Nachricht vom Tode des Papstes verlautete, wurden in der Peterskirche alle Lichter ausgelöscht und es ward in dem ungeheuren Raume, unter der mächtigen Kuppel Michel Angelos, Stodfinster. Kein Glockenton erklang, Grabesstille herrschte, und der Ort, an dem Weisheitsbaum, Lichterglanz, Hymnenjubel zum hohen Genöthe hinauffliegen, der sonst von Pomp und Pracht widerstrahlte, lag traurig, öde da, der Papst war tot. Auch seine Kirche trauerte um ihn.

Wie ganz anders habe ich die Grabstätte des Apostels Petrus gesehen, das größte christliche Baudenkmal, als noch die Nacht des Papstes ungeboren war, als die bösen Jahre 1866 und 1870 noch nicht den Kirchenhaat erst verweirkt, dann ganz vernichtet hatten! Noch waren seine Beschränkungen für Pio nono eingetrennt und er seinerseits hatte auch nicht die Feierlichkeiten in St. Peter beschränkt. Rom war noch ganz die heilige Weltstadt für einhundert Millionen Menschen, welche sich zur katholischen Kirche bekennen und im Papste ihr geistliches Oberhaupt verehren.

Es war am Freitag vor Palmsonntag, als ich meine Schritte nach San Pietro in Vaticano lenkte, wo Pius IX. während der Fasten an diesem Wochentage um die Mittagszeit seine Andacht verrichtete, an der Stelle, wo der Apostel Petrus begraben sein soll. Altemal wurde der Bestuhl des heiligen Vaters vor der Ankunft desselben vom Sakristan mit rothem Sammet überdeckt; die Kardinals fanden sich schon eine Viertelstunde früher ein und saßen, des Papstes wartend, in zwei langen Reihen da. Hinter ihnen standen Schlepenträger und andere Diener, um vor ihnen Kissen hinzubringen, auf welchen gekniet wird. Der Papst erschien einfach und ohne Pomp; über seinem weißen Gewande trug er eine kleine runde Pelerine von rother Farbe; sie war mit Sermeln eingefasst. Dann kniete er auf dem Kissen nieder, welches der Sakristan hinbreitete, während die Schweizergarde Spalier bildete, um dem lästigen Andränge der Menge zu wehren. Neben Pius stand ein Geflüchtler mit flammender Fackel, diesem Sinnbilde des Glaubens, welches dem Papste überall dahin nachgetragen wird, wo er ein Gebet liest. Nachdem Pius IX. seine Andacht verrichtet hatte, theilte er den Segen aus und entfernte sich. Es waren damals nur wenig Leute in der Kirche, da es nicht für „Mobe“ galt, den heiligen Vater bei diesen Freitagsgedanken zu schauen, woran ich mich natürlich wenig fehrte. Pius sah frisch, rüstig und wohl aus; aber im diesen Hausflappen, in der einfachen Tracht, ohne die berühmte Tiara*) erschien er mir nicht recht eigentlich als Papst — das sollte ich bald darauf aber anders sehen.

Palmsonntag, der Tag, welcher an den Einzug Christi in Jerusalem erinnert, war gekommen und die Kanaldamenfernen schmückten ödte, von der Rüstera flammende Palmweige mit Gold und Farben für den Papst. Es ist eine der prunkhaftesten Festlichkeiten diese Feiertage der Palmeneignung, welche bis 1870 noch in der serinischen Kapelle abgehalten, damals aber von Gregor XVI. in die große Basilika der Peterskirche verlegt wurde, damit eine beträchtliche Anzahl von Zuschauern der Feierlichkeit beiwohnen können.

Ich machte mich um sieben Uhr morgens auf den Weg. Auf der Engelsburg, an welcher ich vorüberging, flatterte das päpstliche Banner. Im Raume der Auerkische in der Peterskirche hatte man große Zuschauergerüste aufgeschlagen; dort saßen die Frauen, welche so glücklich waren, Einlaßkarten zu erhalten. Im Hintergrunde der Kirche fand der Thronessel des Papstes; zu beiden Seiten desselben waren Bänke für die Kardinals aufgestellt, und hinter diesen befand sich die Tribüne für das diplomatische Korps und die römischen Fürsten. Alles Hofwerk war durch violette Drapirungen verhängt; violett, violett — überall, wohin man schaute, weitentlan. die geistliche Farbe, was einen feierlichen angenehmen Eindruck machte. Rechts und links vom Thronessel des Papstes lagen Bündel von Palmenzweigen, die gesegnet und alsdann vertheilt werden sollten.

Am sehn erschallte militärischer Trommelschlag, und durch das Hauptportal zog das große Gefolge des Papstes in das majestätische Schiff der geschmückten Peterskirche ein. Pius IX. selbst verrichtete eine kurze Andacht in der Kapelle de la Pietä, welche gleich rechts vom Eingange liegt. Dort kniete er nieder vor Michelangelos Pietä, der wunderbaren Marmorgruppe der heiligen Jungfrau mit dem toden Sohne, jenem Werke, welches den Meister zum berühmtesten Bildhauer Italiens machte. Langsam schritt er dann hervor, durchwanderte das ganze Mittelschiff und nahm im Hintergrunde der Abbis Platz, wo die Kardinals einer nach dem andern vor ihm hintraten und die „Obedienz“ machten. Darauf begann die Ceremonie der Palmenevertheilung, welche sehr lange dauerte und mich höchlich ermüdete, da ich nur wenig davon sehen konnte. Die Sache selbst geht, wie man mir sagte, der Art von Statten, daß man dem Papste eine weißseidene Schürze über Kniee und Lenden breitet; ein Cameriere oder Vassallante legt auf die Schürze einen Palmenzweig, welchen Pius in die rechte Hand nahm, an der der Fächerling erglänzt.**) Wer den Zweig erhalten soll, tritt vor, bringt zweimal das Knie, küßt erst den Ring, dann die Palmen und tritt ab.

Nach der Aushheilung der Zweige bildete sich eine lange Procession, welche durch die ganze Peterskirche zog und wieder nach der Abbis zurückging, nachdem man, dem Herkommen gemäß, einer der Haupteingangsportale drei Sammerschläge gegeben hatte; dabei trug Pius IX. ein aus Ströbgeflecht verfertigtes niedriges Häubchen. Prachtvoll erschienen die Galatleider der Geistlichen und Schweizer in dieser Procession, neben denen die goldgestickten Fracks der Diplomaten und Civilbeamten steif und unvortheilhaft abfielen. Vor allem aber sind es die päpstlichen Schweizer im mittelalterlichen Kostüm, im Panzer und rothbesiederten Helme, welche aller Augen auf sich ziehen und deren lädne Kleidung nach einer Zeichnung Michel Angelos angefertigt sein soll. Sie ist jedenfalls alt und schon historisch geworden. Die Wämfer und Hosen zeigen, nach Landsknechtart, ein Nebeneinander von schwarzen, gelben und rothen Streifen; dazu kommen weiße Strümpfe, Schuhe mit hohen Absätzen, getüllte Halskrause und Hellebarde oder ein Zweihänder-Schwert.

*) Die dreifache päpstliche Krone (Tiara) bedeutet die herrschende, lebende und triumphiende Kirche. Anfangs war die Bedeckung des Papstes kegelförmig (pap); seit Sixtus IV. kam die zweite, seit Clemens V. die dritte Krone hinzu.

**) Der Fächerling ist das päpstliche Siegel mit dem Namen des regierenden Papstes und den Bildnissen der Apostel Petrus und Paulus. Nach dem Tode des Papstes wird er vom Kardinalkämmerer zerbrochen, worauf die Stadt Rom dem ungewählten Papst einen neuen Segelring schenkt. Wird dies jetzt auch der Fall sein?

Sold ein Schweizergardist, der in den belebteren Stadttheilen Roms zwischen den modernen schwarzgekleideten Menschen sich wie ein Anachronismus ausnimmt, ist an der Thür des Basilicas am Eingange des Kriechendoms dagegen völlig an seinem Platze, da es hier zur ganzen Architektur paßt.

Zum dritten Male sah ich Pio nono am grünen Donnerstage in der serinischen Kapelle, also der Hauskapelle des Papstes. In ihr vollzogene heute als symbolische Erinnerung an das Tafelstuck beim heiligen Abendmahl des Herrn die weiße Farbe vor; Altar, Thron, alles war mit weißem Tuch bedekt, gegen welches scharf die farbigen Trachten der vielen geistlichen Würdenträger abhingen. Pius erschien und las die Messe, bei welcher die Elevation den wichtigsten Moment bildet. Ein Ceremonienmeister trat aus der Sakristei; ihm folgten zehn Vassallante mit brennenden Fackeln, die sich zu beiden Seiten des Altars aufstellten. Der zwischen ihnen stehende Priester segnete die Hostien für den Gründonnerstag und Charfreitag und diese trug in reicher Monstranz der Papst selber nach der Messe in die Kapelle des heiligen Sacramentes, welche in direkter Verbindung mit dem Basilica steht. Auf dem Zuge dorthin wurde dem Papste das Kreuz vorangetragen; er selber ging unter einem reich gestickten Baldachin und ein Diener hielt ihm noch einen weißseidenen, goldverbrämten Schirm über das Haupt. Während der Chor Gesänge anstimmte, schritt der heilige Vater durch den Königssaal und begab sich an den Altar der Kapelle, wo er den Keld ein Kardinal übergab, der ihn in eine Ilene stellte.

Kurz darauf erschienen die Ceremonienmeister und alle Kardinals auf der großen Loggia und gleich nachher wurde auch Pius sichtbar. Er sprach den Segen mit volltönender, weithin reichender Stimme, langsam, fast in singendem Tone. Die ersten Sätze sprach er von seinem Sitze aus, rings gegen den Schluß hin stand er auf, breitete die Arme aus, segnete, und als er die letzten Worte gesprochen hatte, domerkten die Kanonen auf der Engelsburg, schmetterten die Trommeln der Militärmusik.

Der heilige Vater trägt bei allen diesen Ceremonien keinen Krummstab, der im päpstlichen Ceremoniell nicht vorkommt, was durch eine Exeese erläutert wird. Sanct Petrus, so lautet die fromme Sage, schickte Sendboten gen Norden aus, um den heidnischen Sächsen das Evangelium zu predigen; sein Abgesandter war der heilige Maternus, der von zwei anderen Missionären begleitet, bis nach Trier kam, hier aber starb. Dort ließen seine Gefährten seine Leiche und kehrten nach Rom zurück. Als sie dem Apostel den Tod des Heiligen gemeldet, gab jener ihnen seinen Stab, mit dem sie die Leiche berühren und wieder lebendig machen sollten, damit er die wahre Lehre verkündigen könne. So geschah es auch; Maternus bekehrte viele Heiden und wurde Bischof von Trier. Also hatte St. Petrus sich seines Hirtenstabes entäußert, um den heiligen Maternus wieder zu erwecken, und zum Andenken daran führen die Päpste keinen Krummstab.

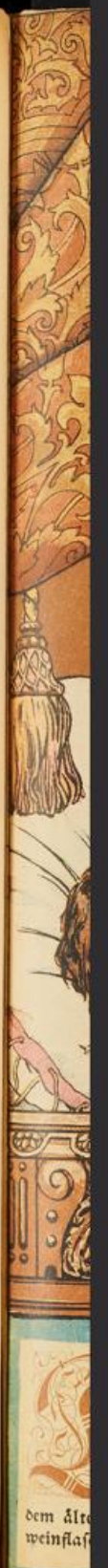
Auch die Speisung der Armen und die Fußwaschung wird am Gründonnerstag abgehalten und Pius hatte an diesem Tage viel zu thun.

Die Fußwaschung fand in einem Querschiffe der Peterskirche statt, wo die Repräsentanten der Apostel, dreizehn an der Zahl, auf einem Gerüste saßen. Da Jesus Christus nicht repräsentirt und Judas Ischarioth ausgeschlossen ist, so blieben eigentlich nur elf Personen. Aber man nimmt noch Einen hinzu, weil es Brauch des heiligen Gregorius war, zwölf arme Leute zu speisen. Eines Tages, so erzählt wieder die Legende, kam noch ein dreizehnter hinzu, ein vom Himmel gesandter Engel und zur Erinnerung daran wird an dreizehn Leuten die Fußwaschung vollzogen. Die „Apostel“ tragen ein weißes Gewand und eine Pelerine, dazu eine ovale Kopfsbedeckung, einem Turban nicht unähnlich. Ein Bedienter entblöhte ihnen die Füße, welche Pius wusch, während ein Vassallante ihm das Becken vorhielt. Nachdem der heilige Vater selbst den Fuß abgetrocknet, küßte er ihn noch. Dann erhielt jeder „Apostel“ einen Blumenstrauß und zwei Denkmünzen, eine silberne und eine goldne, zum Gedenken, auf welchen die Jahreszahl und das Bild des Papstes angebracht sind.

Darauf fand die Speisung der Armen (Cena) in der Basilika statt, wo eine gewirkte Tapete hängt, auf welcher nach dem bekannten Bilde Leonardo da Vincis das heilige Abendmahl dargestellt ist. Auf einer langen Tafel saßen ein Oberkamm, Blumen fehlen nicht, und selbst Körbchen sind aufgestellt, in welchen die „Apostel“ die Speisekörbe, Servietten und eine gefüllte Börse mitnehmen. Sobald die „Apostel“ Platz genommen, setzte sich auch der Papst, welchem knieende Vassallante die Schüsseln darreichten. Auf der Speisetate figurirten allemal Kröbe und gebadene Fische. Sobald Pius sich entfernt hatte, küßten die „Apostel“ ihre Kröbe, warfen die Blumen unter das Publikum und nun verließ sich die Menge, welche diese Ceremonien, deren symbolische Bedeutung sie nicht verstand, wie ein Schauspiel betrachtete.

Zum letzten Male sah ich Pius IX. dann am Donnerstag. Fröhlich schon domerkten auf der Engelsburg die Kanonen und in den Straßen wurde es lebendig; über die Engelsbrücke, den Borgo nuovo strömte alles zur Peterskirche, wo Soldaten Spalier bildeten. Die im Basilica versammelten Kardinals kamen in Staatskarossen angefahren. Um zehn Uhr wurde der Papst auf seinem Sessel herbeigetragen; dann öffnete sich die große Thüre und unter dem Schalle der Militärmusik begab sich der Zug in die Kirche. Pius trug die Tiara auf dem Haupte, hinter ihm hielten Diener die großen Fächer von Klauenfedern; die Schweizergardisten trugen die sieben flammberge der sieben Kantone. Bedeck, reich, überraschend war dieser Zug voll mittelalterlicher Papstpracht, da hier die Kirche allen Glanz, über den sie gebietet entfaltet. Das weiße golddurchwirkte Gewand des Papstes nahm sich prachtvoll aus, als er von seinem Thronessel herabstieg und sich zum Altar begab, wobei er die beiden jüngsten Kardinaldiakonen umarmte, zur Erinnerung an das erste Zusammentreffen, welches der Heiland nach seiner Auferstehung mit den Jüngern hatte. Dann las Pius, unter der Mitwirkung eines Kardinals, Messe, und darauf fand die Elevation statt. Er wandte sich während derselben nach allen vier Himmelsgegenden, machte das Zeichen des Kreuzes und setzte sich nieder.

Damals erschien mir, im Gipfel seines äußeren Glanzes, rings umgeben von tausenden von Gläubigen, von hunderten von weithergereisten Kanonen Fremden das Papsttum frisch und ungebrochen. Obwohl ein Sechzigjähriger, war Pius noch rüstig und elastisch. So steht er noch vor meinem geistigen Auge und die Erinnerung daran wird noch lange in mir bleiben.



dem Aste weinflas



Daheimbeilage zu No. 21.

anständig und pfiffig über alle Maßen; der jüngere aber hatte, wie man so sagt, ein Bret vor dem Kopf. Er machte dem Vater große Sorge, ihm aber keine, denn er lebte ganz sorglos und arglos in die Welt hinein, und die Dummen leben, und er mochte wohl, ohne daß er's wußte, das Sprüchlein im Kopfe haben: Hänschen lei nicht zu viel, du mußt sonst zu viel thun. Wenn der Vater etwas verrichtet haben wollte, so muß' er's allen dem Ältern, dem Matthes sagen, denn der andere, das Hänschen, richtete alles verkehrt aus, zerbrach den Oelkrug und die Branweinflasche, oder blieb eine Ewigkeit aus. Matthes dagegen machte alles gut, nur einen Fehler hatte er, er war fürchtan

Von Einem, der das Gruseln lerne

wollte. Es waren einmal zwei Brüder, von denen u der eine, der älteste, nicht auf den Kopf gefallen, vielm

Natur, es grüselte ihn gar zu sehr. Wenn er abends am Kirchhof vorbeiging, so grüselte ihn, und wenn er ein Mäuslein huschen sah, grüselte ihn, und wenn er eine Gespenstergeschichte erzählen hörte, so bekam er vor eitel Grüseln eine Gänsehaut wie ein Reibeisen, und klagte: „Ach ach ach, es grüsel mich gar zu sehr.“ Sein Bruder aber, das dumme Häschen, lachte ihn oft deshalb aus und sagte: „Hä hä, wie kann es einen nur grüseln? die Kunst möcht' ich können, mich grüsel's all mein Lebtag nicht — möcht' wahrlich das Grüseln lernen!“

„Du siehst aus wie Linder, der was lernen möcht'!“ schalt der Vater auf Häschen. „Zeit wär's freilich, du wirst ein großer starker Lämmel — aber mit dem Grüseln lernen, du Hans Dampf, da ist's nichts, das ist keine Kunst, damit verdienst du kein Körnlein Salz zum lieben Brote. Und weißt du denn auch, wie man das Grüseln lernt? Was gilt die Wette, daß du auch dazu zu dumm bist?“

Während der Vater und der Bruder noch das dumme Häschen auslachten, kam der Nachbar Küster und Schulmeister herüber zum Besuch, und hörte noch, wie das Häschen verlacht wurde, und bekam erzählt, daß der Bube gern das Grüseln lernen wolle. „Das kann er bei mir prächtig lernen!“ sprach der Küster. „Mein Schulhaus ist das allerelendeste Nest von einem Hause im ganzen Orte, mich grüsel't's den ganzen Tag, daß mir's über dem Kopf zusammenfällt, und einmal die hoffnungsvollen Rangen mit einander erschlägt. Geh mir das Häschen herüber, ich muß ja so manchem Dummbart Wissenschaft beibringen, werd' ihm doch wohl auch das Grüseln anlehren können!“ Der Vater war den Vorschlag zufrieden und das Häschen folgte dem Küster in das alte wackelige Schulhaus. Ihn grüselte das aber mit Nichten, es war ihm gerade so einerlei, daß das Haus den Einsturz drohte, wie es dem Schulzen und der ehrsamem Gemeinde einerlei war.

Nun sann der Küster auf ein andres Stücklein, das dem Häschen auf alle Fälle das Grüseln beibringen sollte. Er hieß ihn die Abendglocke läuten, schlüpfte aber noch vor ihm heimlich hinauf in die Glockenstube, und als Häschen zur Treppe hinauf war und den Strang zur Abendglocke faßte, hörte er von der Treppe her einen dumpfen stöhnenden Laut. Wie er sich umsah, stand dort eine große weiße Schleiergestalt starr und unbeweglich. „Wer bist du?“ Was willst du?“ fragte Häschen, ohne daß ihn nur im mindesten gegrüsel't hätte. Keine Antwort. „Ich frage dich, wer du bist?“ rief Häschen mit stärkerer Stimme. Keine Antwort. „Hast du kein Maul, Schneemann? noch einmal: was willst du?“ Keine Antwort. — Mein Häschen nicht faul, springt mit einem Satz auf die Gestalt los, wie der Kaspar im Puppenpiel auf den Teufel, und rennt sie, die sich solcher Herzhaftigkeit nicht versah, pardauz! über den Haufen, daß sie ein Stück die Stiegen hinunter klettert, und was für Stiegen? Stiegen von so einziger Art, wie sie nur auf alten Dorfkirchthürmen anzutreffen sind, ausgetreten, verrottet, eng, voll Jahrhunderte alten Staubes. Drunten lag das Gespenst und schätzte und krächzte, Häschen aber läutete zum Abendgebet, und schwang gar wacker den Glockenstrang, als wäre eben nichts vorgefallen; dann kletterte er wohlgenuth die Stiege hinab, und ging aus dem Thurme, dessen Thür er hinter sich zuschloß. Die Küsterin wußte gar nicht, wo ihr Mann blieb. „Wo ist denn Er?“ fragte sie Häschen. „Wer?“ fragte Häschen. „Er!“ sagte die Küsterin. „Er ist ja vor dir hinüber auf den Thurm.“ „So!“ sagte Häschen: „ist er das gewesen? Es stand ein weißer Labuzel an der Treppe, der wollte mir nicht Red' und Antwort geben, da hab' ich ihn die Treppe hinabgestoßen, er liegt noch drüben und krächzt.“ „Galgenstrick!“ schrie die Küsterin, riß Häschen den Schlüssel aus der

Hand, und sprang auf den Thurm, da lag ihr Mann in seinem Bettruch, und hatte ein Bein gebrochen.

Jetzt erging es Häschen gar nicht gut; die Küsterin verklagte ihn bei seinem Vater, und der wurde ganz wild, und schrie: „Ein Taugenichts ist der Junge, aus den Augen soll er mir! Sert marsch! Hier ist Geld — geh, laß dich henken wo du willst — mir kommst du nimmermehr vor die Augen. Schimpf und Schande und Schaden hat man von dir, du Nichtsnutz!“

„Geh mit Gott, Häschen!“ spottete Matthes; „sorge fein, daß du das Grüseln lernst, das Grüseln soll jetzt Mode sein, und die Menschen draußen in der Welt grüsel't's vor allerhand, da wirst du schon vom Grüseln deinen Theil bekommen!“

Häschen ging, er hatte Geld, und wenn einer Geld hat, braucht's ihn erst recht nicht zu grüseln. Unterwegs sprach er öfters vor sich hin: „Wenn mich doch nur grüselte, wenn mich doch nur grüselte!“ Das hörte ein Mann, der hinter Häschen kam, und sprach zu ihm: „Schau dortbin — dort steht der Dreibein, da hängt eine schöne Gesellschaft dran — gerade ihrer sieben, was man so sagt: ein Galgen voll. Dort nimm unter den sieben dein Nachtlager, da lernst du das Grüseln.“

„Wenn das wahr wäre,“ sprach Häschen „so wollt ich dir morgen früh all mein Geld geben. Kannst zu mir kommen und es holen, oder du kannst ja auch bei mir bleiben!“

„Daß ich ein Narr wäre und unterm lichten Galgen bei dir bliebe!“ antwortete jener. „Nein, mein guter Gefell, das Grüseln lernt sich viel besser, wenn einer allein, als wenn er zu zweien ist. Gute Nacht! — auf Wiedersehen morgen in der Frühe!“ — Häschen setzte sich unter den Galgen, machte sich, weil es kalt war, ein Feuerchen an, das schien hübsch hell hinauf zu den Gehenken, und der scharfe Nachtwind bewegte ihre schlotternden Körper hin und her, hin und her.

„Ei, ihr gar armen Teufel!“ rief Häschen hinauf. „Euch friert ja, daß ihr schnappert und klappert. Wartet, ich will euch herunter holen, sollt euch wärmen an meinem Feuer.“ Und Häschen nicht faul, fand eine Galgenleiter, stieg hinauf, knüpfte die Gehenken los und setzte sie an sein Feuer, das er nun größer machte. Jene aber schauten gottserbärmlich aus, grün, gelb und jämmerlich, blichblau, abscheulich wie das Sprichwort sagt, und regten und rührten sich nicht, das Feuer fraß um sich und begann die Lumpen und Sezen anzukohlen, welche um die todten Leichname herum hingen. „Na?“ sagte Häschen, „ihr laßt ja eure Kleider verbrennen! Da heißt's recht bei euch: gleiche Lumpen, gleiche Lappen! Wartet, ich will euch helfen so unachtsam sein!“ Nahm sie, einen nach dem andern und hing sie wieder hinauf, hüllte sich in seinen Mantel, streckte sich an sein Feuer und schlief ein. So fand ihn der Mann, mit dem er gestern gegangen, und der heute kam, das Geld zu holen. Da er aber Häschen so ruhig schlafen sah, wuchs ihm wenig Hoffnung, daß er das Grüseln über Nacht gelernt haben möchte, und als Häschen nun aufwachte, und ihm erzählte, was er vorgenommen habe, da wandte sich der Mann zum Gehen und sprach: „Dein Geld hab' ich dasmal nicht verdient, du lernst das Grüseln nimmermehr.“

Wie Häschen nun auch weiter und seines Weges ging, sprach er vor sich hin: „s ist doch allerweil schade, daß ich das Grüseln nicht lernen kann, muß wohl zu dumm dazu sein. Ei, ei — wenn ich doch nur das Grüseln kenne.“

Das hörte ein Fuhrmann, der desselben Weges daher schritt, der sprach zu Häschen: „Ei, kennst du das Grüseln nicht? da lehre nur dort in dem Wirthshaus am Wege ein, wenn du nämlich Geld hast, der Wirth macht hautschaurige

Zehen, mich hat's jedesmal überlaufen, wenn ich hab' in dessen Haus einkehren müssen.“ „Das wollen wir sehen!“ sprach Häschen, dankte dem Subrman und schritt auf dasselbige Wirthshaus zu.

„Was schaffens?“ fragte der Wirth. „Möcht's Grufeln lernen,“ antwortete Häschen. „Die Leute auf der Landstraße sagen, bei euch wär's leicht zu lernen, ihr machet so grusliche Rechnungen und fähret eine so grusliche Kreide!“ — Warte Lecker! dachte der Wirth, dir will ich wohl was lehren, daß dich das Grufeln ankommt, und zu Häschen sprach er: „Mein lieber Wandergesell, ihr seid mit Unwahrheit berichtet worden; in meinem Hause kann man keineswegs das Grufeln lernen, und ich bediene meine Gäste nicht so, wie euch irgend ein Schalksnarr erzählt und vorgelogen hat. Ist's euch um das Grufeln zu thun, so geht dort hinauf, auf das alte verwünschte Schloß da droben und seht zu, daß ihr die Königstochter zur Frau bekommt, die ihr Vater dem versprochen hat, der das Schloß von seinen Poltergeistern befreit; da giebt's was zu grufeln und reich zu werden.“

„Ich will so thun, wie ihr mir rathet,“ sagte Häschen, und der Wirth sprach wieder: „Damit daß ihr hinauf geht, ist's noch nicht gethan. Erst müßt ihr beim König um Erlaubniß bitten, und müßt drei Nächte lang oben bleiben. Kommt ihr mit dem Leben davon, so ist die Prinzessin eure Frau.“

„Und wenn ich nicht mit dem Leben davon komme, was dann?“ fragte Häschen — und der Wirth lachte ihm ins Gesicht, und sprach: „Ich merke schon, ihr seid ein Schalkkopf, ihr hättet sicher das Pulver erfunden, wenn's nicht schon erfunden wäre!“

Und Häschen ging eilend zu dem Könige, bat um die Erlaubniß und erhielt sie; auch sprach der König: „Mein Sohn, du darfst dir auch dreierlei mitnehmen, aber nur nichts Lebendiges. Nun hatte Häschen schon in seiner Jugend immer gar zu gern Feuer angemacht, an der Schnigelbank gesessen und auch bisweilen an der Drehbank, und verstand mit solchen Dingen umzugehen. Darum beehrte er weiter nichts mit auf das Schloß zu nehmen, als ein gutes Feuerzeug, eine Schnigelbank und eine Drehbank, „damit mich nicht friert,“ sagte er, „und ich mir die Zeit vertreiben kann.“ — Das ward dem Häschen gern gegeben, und er schlug seinen Sitz in einem hübschen Zimmer mit großem Kamin im alten Schloß auf. Als es Nacht wurde, machte Häschen ein helles Feuer an, das wärmte und leuchtete sehr schön. Auf einmal kamen zwei kohlschwarze Katzen, die hatten Augen wie von grünem Feuer, und schrien: „miau, miau, uns friert!“ „Ei wenn euch friert, so wärmt euch doch; hier ist ein Feuer!“ sprach Häschen. Das thaten die Katzen auch, dann sagten sie: „die Zeit wird uns zu lang, wir wollen zu dritt Karte spielen, Dreiblatt oder Pochens.“ „Meinerwegen Pochens,“ sagte Häschen, „wenn ihr Karten mitgebracht habt.“ Die Katzen hatten wirklich ein Kartenspiel, und zeigten es Häschen, und da sah Häschen, daß sie fürchterliche Krallen an ihren schwarzen Pfoten hatten, und sagte: „Mit Verlaub, eure Frau Mutter hat euch die Nägel recht lange nicht geschneitten, schämt euch was, kommt, ich will sie euch pugen!“ und packte die Katzen und klemmte ihnen die Pfoten in die Drehbank. Da bissen sie nach ihm, und so nahm er sein Schnigmesser und schnitzte ihnen die Köpfe ab, und warf Katzenköpfe und Leiber aus dem Fenster in den Schloßgraben. Als er wieder zum Feuer kam, saß ein großer Hund dort und bleckte ihm die Zähne und hatte eine feurige Zunge armslang zum Halse heraushängen. Das gefiel Häschen wieder nicht, er nahm abermals sein Schnigmesser und hieb damit dem Hund gerade zwischen die Zähne in den Rachen, da fiel die Zunge herunter

und der obere Kopf nahm Abschied von seinem Untertheil. Nun meinte Häschen Ruhe zu haben und wollte sie auch genießen; in der Ecke stand ein Bett, da legte er sich hinein und deckte sich zu. Er war aber noch nicht eingeschlafen, da fing das Bett an zu fahren wie ein Dampfswagen und fuhr im ganzen Schloß herum, Trepp auf, Trepp ab, durch Säle und Zimmer — aber Häschen sagte: „Schau, nun spür' ich doch, wie's thut, wenn vornehme Herren fahren. Fahre du nur immerzu.“ — Endlich mochte das Bett des Fahrens müde sein, es rollte wieder in Häschen's Zimmer, wo das Feuer noch lustig brannte, da stand es still, und Häschen schlief ein und schlief wie ein Todter.

Am andern Morgen stand der König an seinem Bett, und sagte: „Na das heiß ich einen gesunden Schlaf, wenn ich den hätte! So gut schläft kein König. Freut mich, daß der Junge noch lebt und schnarcht. Heda! Häschen!“ — „Schön guten Morgen, Herr König! Schon so frühe?“ fragte Häschen. „Wünsche wohl geruht zu haben?“ sprach der König. „Danke, gleichfalls!“ sprach Häschen. „Kannst auf meine Rechnung drunten beim Wirth frühstücken und zu Mittag essen, aber abends bist du wieder hier oben, magst du?“ sprach und fragte der König. „Ei freilich wohl,“ sagte Häschen; „drei Nächte müssen's sein.“

Wie Häschen zum Wirth kam, wunderte der sich sehr und fragte: „Nun? noch lebendig? — Aber das Grufeln wird man doch gelernt haben in heutiger Nacht?“ — „Nicht rühran!“ erwiderte Häschen. Da fing es dem Wirth selber an, vor Häschen über und über zu grufeln. Häschen ließ sich's wohl sein auf des Königs Rechnung, und sorgte sich nicht um diese, und als es Abend wurde, war er schon wieder oben im Spulschloß, und machte sich sein Feuer an. Auf einmal prasselte es droben im Schornstein, als breche alles in tausend Trümmer, und da kam ein Kerl herunter gefahren, der war aber nur halb. „Na,“ sagte Häschen: „was soll denn das sein? da fehlt ja noch ein Halbschied, anderthalb Mann sind doch noch keine Gesellschaft.“ Kaum hatte Häschen das gesagt, baug! kam die andre Hälfte nachgefallen, mitten in das Feuer. Häschen nahm die beiden Hälften, warf sie aus dem Kamin in die Stube, und brachte sein Feuer wieder in Ordnung. Wie er damit zu Stande war und umschaute, war aus den beiden Hälften ein einziger Kerl geworden, aber kein schöner, der saß auf Häschen's Stuhl.

„Plag da!“ schrie Häschen, „hier sitze ich, marsch, oder ich halbir' dich mit dem Schnigelmesser!“

Auf einmal polterte es wieder im Schornstein, Todtenbeine und Schädel prasselten herab, und noch einige Männer vom gräulichsten Aussehen. „Guten Abend, meine Herren!“ sagte Häschen: „Sie sind doch ganze Männer, das laß ich mir gefallen. Gehören vielleicht in die Familie Schön? Ach wie schade, daß kein Spiegel im Zimmer hängt. Womit könnt' ich Ihnen denn eigentlich dienen?“ — Die Männer sahen Häschen mit furchtbaren Blicken an, einer nahm die Todtenbeine, es waren gerade neun, und stellte sie als Regel auf, die andern nahmen die Schädel und rollten sie nach den Regeln.

„Regel schieben thu' ich für mein Leben gern!“ sagte Häschen! „erlauben Sie nicht, daß ich auch mit spiele? Spielen Sie Brettspiel oder Partens? um's Partiegeld? wie?“ „Hast du Geld?“ fragten die Männer grimmig.

„Oui!“ sagte Häschen, und fuhr in die Tasche und kimperte.

„Nun so schieb an!“ schrie einer der Männer, und reichte ihm einen Todtenschädel dar.

„Mit Verlaub, das ist eine eckige Kugel. Geht her, da hab' ich eine Drehbank stehen, wollen sie hübsch rund drehen, damit wir gut alle Neun treffen.“ Sprach's und

setzte sich, und drehte die Schädel rund. Dann ging das Spiel an, Häschen schob gut, aber die Männer schoben noch besser, Häschen verlor etwas, und das Spiel fing wieder an, Häschen schob und rief freudig: „Alle Neun!“ — „Nein, zwölf!“ riefen die Männer mit dumpfem Ton, und verschwanden mit Knochen und Schädeln, und die alte Uhr auf dem Schloßthurm schlug zwölf. „Nun so was!“ rief Häschen. „Ist das auch eine Manier? Erst locken sie mir mein bißchen Geld ab, und nun ich gur schiebe, machen sie sich aus dem Staube.“ Darauf legte er sich wieder in das Bett, das heute ganz ruhig blieb, und schlief bis an den hellen Morgen.

„Heute wird er wohl nicht mehr am Leben sein,“ sprach der König, als er auf Häschens Zimmer zuging, „ich höre ihn nicht wie gestern schnarchen, wird wohl aus sein mit ihm.“ Aber Häschen ermunterte sich sehr schnell, und sprach: „Wünsche wohl geruht zu haben, Majestät!“ — „Gleichfalls, danke schön!“ antwortete der König. „Wie ging es diese Nacht?“ — „Recht hübsch, danke der gütigen Nachfrage, Herr König!“ antwortete Häschen, „es war eine Sorte Schloßfeger da, sie kamen zum Schornstein heruntergefahren und wir haben mir Todtenbeinen gekegelt.“ Dem König schauerte die Haut, und er sagte: „Aber das ist ja ganz gruselig!“ — „Was denn, Herr König?“ fragte Häschen. „Das — eben!“ erwiderte der König. „Nun Glück zu, zur dritten Nacht!“

„S ist doch recht fatal, daß ich nimmermehr das Gruseln lerne!“ sprach Häschen zu sich selbst, als die dritte Nacht herbei kam. Auf einmal entstand ein großer Kumor, sechs Männer traten in das Zimmer, die trugen eine Todtenlade auf der Bahre, stellten sie vor Häschen hin und verschwanden. Häschen dachte: Wer mag da drinnen liegen? und öffnete den Sarg. Da lag einer drin, der war ganz steif und eiskalt. — „Ach den friert, er ist ganz steif vor Frost,“ sagte Häschen, „den muß ich wärmen!“ hob den Todten aus dem Sarge, und trug ihn an sein Feuer, aber er blieb kalt. „Der muß ins Bette, da wird er schon erwärmen“ — und nahm ihn und legte ihn ins Bette, und sich dazu. Nach einer Weile wurde der Todte warm und wachte auf, und machte sich breit und sagte: „Wer hat dir gebeißen mich in meiner Ruhe stören? Jetzt sollst du sterben!“ — „Ist das eilig?“ fragte Häschen, packte Jenen rasch an, warf ihn in die Todtenlade, den Deckel darauf und schraubte denselben schnell zu. Da kamen gleich die sechs Männer wieder, die hoben den Sargkasten auf und trugen ihn fort.

Bald darauf trat ein gräulicher Riese herein, mit großem langem Bart, der schrie: „Wurm! Jetzt mußt du sterben! Du mußt mit mir!“ — „Ich gebe nicht mit dir!“ sagte Häschen. „Es pressirt mir nicht; ich habe noch zu thun, wie du siehst!“ und setzte sich an die Drehbank, und trat das Rad, und drehte die Spindel, und hielt den Meißel an das Werkholz. Der Riese bog sich über das Rad her, und wollte Häschen fassen. Mit einem Male schrie er aber laut: „Au! au! mein Bart, mein Bart!“ Es war das Ende des Bartes zwischen die Darmsaite, die das Rad umschlingen half, geklemmt und hatte sich durch das schnelle

Drehen fest gewickelt und zog den ganzen Kopf nach sich, und Häschen trat frisch darauf los, und sagte: „Rekl, hab Acht, jetzt drehe ich dir deine große Nase ab, und drehe dir die Augen aus, und drehe aus deinem dicken Kopf eine Regellugel, so wahr ich Häschen heiße!“ Da gab der Riese die besten Worte, Häschen sollte ihn gehen lassen, er wolle ihm auch die drei Kisten voll Gold zeigen, eine sei dem König, die zweite sei den Armen bestimmt, die dritte wolle er ihm schenken. „Nun wohl,“ sagte Häschen: „gib das Ding her, aber bis ich's habe, bleibst du in den Beck gespannt, und trägst die Drehbank auf deinen Schultern.“

Das war ein unbequemes Tragen, die Bank auf den Schultern, und den Bart ins Rad verflochten, das zog. Der Riese ging nun in ein andres Zimmer voran und zeigte Häschen die Kisten voll Gold. Indem schlug es zwölf, und da verschwand er, und die Drehbank stand ohne Träger. Häschen war es, als ob die Kisten auch Miene machten zu verschwinden, da rief er: „Halt, halt!“ und faßte sie und hielt sie fest, und zog sie hinüber in sein Zimmer, worauf er sich schlafen legte, wieder ohne Gruseln.

Am andern Morgen kam der König und fragte: „Nun, diese Nacht war dir's doch ganz gewiß recht gruselig?“

„Wie so denn, Herr König?“ fragte Häschen. „Ich habe eine Kiste voll Gold geschenkt bekommen, auch eine für euch, und eine für die Armen. Muß es einem gruselig werden, wenn man Gold geschenkt bekommt?“

„Du hast Großes vollbracht!“ sprach der König. „Durch deine Furchtlosigkeit hast du das Schloß von den Poltergeistern befreit, und den verzauberten Schatz an das Licht gezwungen. Du sollst auch deinen Lohn haben, und meine Tochter heirathen!“

„Obligirt, Herr König!“ sagte Häschen: „es ist aber doch Schade, daß ich heirathen soll, und bin noch so dumm, daß ich noch nicht das Gruseln gelernt habe.“

„O mein lieber Sohn und Schwiegersohn!“ erwiderte der König. „Heirathe du nur, da wird sich alles finden. Es hat schon Mancher das auch nicht gekonnt, und hat geheirathet, und da ist er außerordentlich gruselig geworden, und hat die Hänschhaut nicht wieder los werden können.“

„Selbige Hoffnung freut mich, Herr König!“ rief Häschen vergnügt aus.

Bald war herrliche Hochzeit, Häschen war sehr glücklich, sehr reich, und hatte eine wunderschöne Frau, doch sagte er: „Weiß nicht, wie lange es noch dauern soll bis ich's Gruseln lerne.“

„Nun warte, Häschen! Dich soll es doch noch gruseln,“ sprach zu sich selbst die junge Königin, Häschens Gemahlin, ließ einen Eimer Wasser mit kleinen Gründlingen und Ellrigen herbeischaffen, und da Häschen schlief, nahm sie ihm die Bettdecke weg, und schüttete den Eimer voll Wasser und Sischlein über Häschen her. „Vrrr!“ fuhr er auf und schnapperte vor Kälte. „Mir träumte, ich wäre in den Sischteich gefallen — Vrrr! Es gruselt mich, es gruselt mich! Hab' eine Hänschhaut wie ein Reibeisen! Siehst du, liebe Frau! Endlich nun — nun kenn' ich das Gruseln, nun kenn' ich das Gruseln.“

